

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Geheimwaffe Ghoul

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Geheimwaffe Ghoul

John Sinclair Nr. 459

von Jason Dark

erschienen am 21.04.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Geheimwaffe Ghoul

Als die beiden mächtigsten Männer der Welt sich in Reykjavik treffen wollten, war sicherheitstechnisch alles getan worden. Die Geheimdienste hatten blendende Arbeit geleistet, aber an eines nicht gedacht.

An die Rache aus den eigenen Reihen.

Und so bastelte jemand – versteckt in einem alten Kloster – an einem furchtbaren Plan.

Die Geheimwaffe Ghoul sollte zum Einsatz kommen.

»Wenn du auf dieser Welt einen Vorgeschmack auf die Hölle haben willst, so fahre nach Island.«

Irgend jemand hatte mir diesen Satz einmal gesagt, und er hatte nicht übertrieben.

Island war fast ein Vorhof zur Hölle. Jedenfalls das Gebiet, in dem ich mich aufhielt. Ich war sowieso froh gewesen, daß es der Range Rover bis hierher geschafft hatte. Die Wege waren steil, kurvig und steinig gewesen. Der Wagen hatte manchmal wie eine Gemse klettern müssen, doch ich hatte mir diesen verdammten Treffpunkt nicht ausgesucht, er war mir von der CIA vorgeschrieben worden.

Island ist auch bekannt für sein Wetter. Es regnete zwar nicht, aber der Wind peitschte mir aus wechselnden Richtungen ins Gesicht. Er brachte den Geruch von Schwefel mit. Einige der heißen Geysirquellen, die dafür verantwortlich waren, gab es ganz in der Nähe. Zudem wurde ich den Eindruck nicht los, daß der schiefergraue Boden unter meinen Füßen ständig vibrierte, kochte und brodelte. Wenn sich vor meinen Füßen ein Krater gebildet hätte, hätte ich es akzeptiert.

Der steife Wind fuhr gegen den Mantelstoff und ließ ihn knattern.

Manchmal vertrieb er auch den Qualm, dann konnte ich über den Rand des Vulkan-Plateaus hinwegschauen, sah in eine weite Ebene und erkannte am Horizont die Hauptstadt Reykjavik. Sie hatte sich in den letzten beiden Tagen in einen Hexenkessel verwandelt, weil sich in der Stadt die mächtigsten Männer der Welt, Reagan und Gorbatschow, zu Friedensgesprächen treffen wollten.

Mein Fall sollte indirekt damit zu tun haben. Genaues wußte ich nicht. Suko und ich waren von unserem Chef, Sir James, praktisch losgehetzt worden, ohne daß wir großartige Erklärungen bekommen hätten. Die sollte uns der CIA geben.

Im Hotel war ich angerufen worden, hatte das Losungswort erfahren und war mit dem gemieteten Range Rover losgefahren. Es war kurz vor zwölf, doch von einer Sonne war nichts zu sehen. Ein Mittag mit dicken Wolken am unendlich weit erscheinenden Himmel, die zum Spielball der Winde wurden. Über Island entstand das Wetter, das uns Engländer so oft den Regen brachte. Doch auf dieser Insel regnete es noch mehr.

Ich habe einen der Tage erwischt, wo es nur windig war. Die aus den Bodenspalten und rissen steigenden Dämpfe trieben manchmal in regelrechten Wirbeln über das flache Land, das erst zum Norden hin wie eine gewaltige aschgraue Wand aussah. Dort begann ein Felsengebirge, das an eine Mondlandschaft erinnerte und auch menschenfeindlich war.

Island – ein Name, der Schauer erzeugen konnte. Hier sind im 12. bis 14. Jahrhundert die germanischen Götter- und Heldenlieder der Edda

und die etwa 30 isländischen Sagas geschrieben worden.

Auch ich war schon mit einer dämonischen Vergangenheit der Insel konfrontiert worden. Damals, als wir gegen den Dämon Nyrana kämpften, aus dessen Haut die Riemen der Dämonenpeitsche bestanden. Aber das lag lange zurück.

Ich stellte mich gegen den Wind und wandte der unter mir liegenden Ebene den Rücken zu. Wo ich mich aufhielt, wuchs kein Grashalm. Einige hundert Yards weiter sah ich einen nur schwachen grünen Teppich auf schrägem Felsgestein. Die einzige Vegetation in der Nähe, obwohl die Ebenen mit ihren grünen Weiten und herrlichen Hügeln ein wenig an Irland erinnerten. Auch das isländische Klima ist im Vergleich zu seiner geografischen Lage nicht zu kalt. Der Golfstrom ist dafür verantwortlich.

In der Erde kochte und brodelte es. Die Schwefeldämpfe hörten nie auf. Sie vermischten sich mit den oft tiefliegenden Wolken und wurden ebenfalls über das Land gejagt.

An den Geruch hatte ich mich mittlerweile gewöhnt, obwohl es mir schwer gefallen war, aber ein anderer Gestank erreichte plötzlich meine Nase. Auch als widerlich zu bezeichnen, noch schlimmer als die faulig riechenden Schwefelgase.

Das war Moder…

Als modrig konnte man auch alte Kleidungsstücke bezeichnen, aber dieser Geruch hier war typisch.

So rochen Leichen, wenn sie zu lange über der Erde gestanden hatten. Ich schluckte, und über meinem Rücken rann ein kalter Schauer.

Hatte ich mich getäuscht, bildete ich mir schon etwas ein? Bei meinem Job wäre das sogar leicht möglich gewesen.

Ich drehte meinen Kopf in die andere Richtung, aber da war nichts, bis auf den Schwefelgestank. Ich ging einige Schritte auf die Ballungszentren der Dämpfe zu. Jetzt erst sah ich, daß die Spalten verdammt breit waren, aus denen der Dampf strömte. Ein falscher Tritt, und man klemmte mit dem Fuß fest.

Wieder wirbelte der Wind die Rauchwolken vor mir durcheinander. Es war gut, denn meine Augen begannen allmählich zu brennen. Ich bekam eine freie Sicht und wunderte mich über das Schimmern eines kleinen Flecks, der nicht weit entfernt lag.

Dort ging ich hin. Manchmal übersprang ich die porösen Spalten im dunkelgrauen Vulkangestein und merkte sehr schnell die Wärme, die mir entgegenfloß.

Wenn der Wind günstig wehte, brachte er die Wärme von diesem kleinen Fleck mit, den ich sehr schnell als See identifizierte. Er war mit einer milchig-trüben, heißen Flüssigkeit gefüllt, die kochte und Blasen warf.

In respektvoller Entfernung blieb ich stehen und schaute mir die brodelnde Oberfläche an. Unter ihr mußte die Erde in Unruhe sein.

Hin und wieder glaubte ich, ein Rumoren zu hören, etwas drückte aus der Tiefe hoch, erreichte blubbernd die Oberfläche, besaß aber noch nicht die Kraft, um einen Geysir zu bilden.

Dieser kleine, heiße See strömte alles aus, nur keinen Moder- oder Leichengeruch.

Wenn ich mich nicht getäuscht hatte, mußte dieser Gestank aus einer anderen Richtung zu mir geweht sein. Ich warf einen Blick über den See hinweg. Jenseits davon stieg das Gelände leicht an. Es war übersät mit erkalteten Lavabrocken, die aussahen wie die Murmeln eines Riesen. Sie lagen in wilder Formation durcheinander. Wer sie anschaute und viel Phantasie besaß, konnte sich um diese Landschaft schon Geschichten reimen, was ja auch geschehen war.

Und nicht alles, was man sich erzählte oder was schriftlich niedergelegt worden war, sollte erfunden sein…

Ich hatte hier nichts mehr zu suchen, drehte mich um und ging den gleichen Weg zurück. Kaum hatte ich drei Schritte zurückgelegt, als ich das klatschende Geräusch hinter mir vernahm, danach ein Brodeln und auch ein Zischen.

Ich fuhr herum.

Aus dem heißen See schoß eine armdicke, kochende, milchige Fontäne in die Höhe. Sie erreichte fast die Höhe eines Hauses, bevor sie wieder zusammensackte und in die See zurückklatschte.

Ich wollte nicht unbedingt die heißen Spritzer mitbekommen und zog mich rasch zurück.

Es war faszinierend, diesen Geysir zu beobachten. Wissenschaftler hielten sich oft genug auf der Insel auf, denn hier konnten sie Dinge rekonstruieren oder erleben, wie sie in der Entstehungsphase der Erde und der Urzeit gang und gäbe gewesen waren.

Aber nahmen die Wissenschaftler auch den Leichengeruch wahr?

Mir erging es abermals so. Er drängte sich in meine Nase, als wäre er aus der etwa fünf Yards von mir entfernt vorbeitreibenden Gaswolke gedrungen. Der Geruch wurde plötzlich so intensiv, daß ich versucht war, mir die Nase zuzuhalten, dann aufatmen konnte, weil der Gestank sich verflüchtigte.

Leichengeruch, dazu sehr intensiv und scheußlich, brachten auch Ghouls mit. Nur hatte ich bisher keinen dieser widerlichen Leichenfresser in unmittelbarer Nähe entdecken können.

Ich warf einen letzten Blick auf den Geysir, bevor ich mich wieder zu meinem Wagen begab.

Allmählich konnte die Person, die ich hier treffen wollte, antanzen.

Ich wußte nicht einmal, wer es war und erinnerte mich an die letzten Sätze, die Sir James meinem Freund Suko und mir mit auf den Weg

gegeben hatte.
»Sie beide werden sich wundern.«
Bisher wunderte ich mich nur darüber, wie unpünktlich die Agenten der Agency waren. Agenten war natürlich ein Stichwort. Wenn sich die mächtigsten Männer der Welt irgendwo trafen, dann wimmelte es nicht nur von Presseleuten, da waren auch die gut getarnten Agenten anwesend. Der CIA ebenso wie der KGB, und andere Geheimdienste hatten auch ihre Späher auf die Insel geschickt.
Da machte der englische keine Ausnahme.
Mich widerte der Schwefelgeruch allmählich an, aber immer noch besser als Modergestank.
Einsam und verlassen stand der Range Rover auf dem Plateau.
Wind umheulte den Wagen, als wollte er ihn putzen.
Mir fiel ein, daß ich meine Zigaretten im Auto vergessen hatte. Ich wollte mich reinsetztzen und mir die Wartezeit verkürzen.
Es waren nur mehr ein paar Schritte bis zum Fahrzeug, und wieder drang mir dieser verdammte Leichengeruch in die Nase. Ich blieb stehen, schnupperte in alle Richtungen und glaubte sogar, ein leises Lachen zu hören.
Dieses Geräusch hinterließ eine kalte Haut auf meinem Rücken.
Wer turnte da um mich herum?
Auf der Stelle drehte ich mich um, sah die Dämpfe, die Wolkenberge am Himmel, aber keine Kreatur, die den Leichengeruch hätte abgeben können. Es war wie verhext.
Ich ging wütend weiter und erlebte plötzlich die nächste Überraschung. Ich bewegte mich auf die geschlossene Fahrertür des Wagens zu, aber die wurde plötzlich von innen aufgedrückt.
Sehr langsam schwang sie nach außen, als hätte derjenige, der sie aufschob, Mühe, gegen den böigen Wind anzukommen. Okay, sie wurde geöffnet, nur sah ich niemanden, der dafür die Verantwortung trug. Die Fahrertür schien sich von allein zu öffnen, blieb im rechten Winkel zur Kühlerhaube stehen, und mir wurde der so offenstehende Einstieg präsentiert.
Ein kaltes Gefühl strich über meinen Nacken, für das sich nicht der Wind verantwortlich zeigte.
Ich zog die Waffe. Sicher ist sicher.
Dann hörte ich die Stimme. »Laß stecken, Junge, ich laufe ungern mit einem Loch zuviel im Körper herum!«
Die Stimme war aus dem leeren Wagen gedrungen.

***

Für mich brach zwar nicht gerade eine Welt zusammen, aber ich senkte die Mündung doch. Sie wies jetzt gegen das graue Lavagestein.
Aus dem Wagen hörte ich das leise Lachen vor der Frage. »Geschockt,

John?«
»Ein wenig schon.« In meiner Stimme klang Unsicherheit mit. Ich war noch immer ein wenig von der Rolle.
»Na, komm schon her!«
Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das Treffen mit dem CIA-Agenten an einsamer Stelle, Powells knappe Erklärungen.
Da gab es nur eine Lösung.
Mark Baxter, der Unsichtbare. Seines Zeichens CIA-Agent, ehemals Forscher und Wissenschaftler, aber durch eine Panne zu dem geworden, was er jetzt war.
Ein Unsichtbarer, der trotzdem verletzlich war, auch wenn er nicht gesehen wurde. Sein Zustand hielt nie länger als zwei Stunden an und hatte sich bei ihm auch zu einem Fluch entwickelt.
Gemeinsame Abenteuer hatten wir überstanden. In den Weiten der russischen Taiga gegen eine halbe Armee von Werwölfen hatten wir uns gefunden und später noch einmal einen Fall gelöst, der uns an die deutsche innerstaatliche Grenze führte.
Nun sah ich ihn wieder.
Das heißt, ich sah ihn gar nicht. Ich bekam nur mit, wie er ausstieg.
Der Wagen schwankte ein wenig, dann mußte Baxter vor mir stehen. Er machte sich einen Spaß und kickte einen Stein in meine Richtung.
Ich schlug mit dem Handballen gegen meine Stirn. »Mark, du alter Hundesohn, mich so zu erschrecken.«
»Kann man das einen Profi wie dich noch?«
»Das habe ich gerade erlebt.« Ich ließ meine Beretta wieder verschwinden.
Und Mark Baxter materialisierte sich vor meinen Augen. Ich wurde Zeuge eines unheimlichen Vorgangs. Es war schon komisch, zusehen zu müssen, wie sich die Gestalt aus dem Nichts allmählich vor mir aufbaute. Die Luft geriet in Bewegung, das kurze Flimmern kannte ich noch, dann stand er vor mir. Braunhaarig, ein wenig verlegen grinsend. Er trug eine Lederjacke, die bis zu den Hüften reichte. Die Jacke war schon leicht gefüttert. Auf seinem Gesicht lag ein schiefes Grinsen. An seinen Schläfen sah ich die ersten grauen Strähnen im Haar.
Zuerst reichten wir uns die Hand, dann schlugen wir uns gegenseitig auf die Schultern, wobei wir uns umarmten. »Mark Baxter, du alter Killer, Mensch. Daß du noch lebst.«
»Das haben Unsichtbare so an sich.« Wir lehnten uns gegen den Wagen. »Ich habe oft an dich und an uns denken müssen. Sibirien und die Werwölfe waren auch in meinem Leben ein Einschnitt.«[1]
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Na ja.« Er hob die Schultern. »Seit dieser Zeit wissen auch gewisse Leute in Washington, daß nicht alles rational zu erklären ist und

gewisse Vorgänge doch mit anderen Augen betrachtet werden müssen.«

Ich holte Zigaretten hervor und reichte Mark ein Stäbchen. Er nahm nickend an. Feuer gaben wir uns auch, dann redete Mark weiter. »Bisher bin ich nicht mehr mit gewissen paranormalen Fällen konfrontiert worden. Ich habe Spione gejagt und Agenten, aber keine Dämonen.«

Ich blies den Rauch gegen eine Schwefelwolke. »Du bist übrigens nicht der einzige Unsichtbare auf der Welt.«

»Sag nur.«

»Ein Freund von mir schafft dies ebenfalls. Der Mann heißt Yakup Yalcinkaya und lebt in den Staaten. In den Bergen um Frisco leitet er ein Kloster. Er hat es zu einer Kampfschule umfunktioniert.«

»Wie war das möglich, John? Hat dein Freund auch experimen tiert?«

»Nein, bei ihm war es die Magie. Er hat gewissermaßen die berühmte Tarnkappe gefunden, von der in vielen Sagen und Legenden gesprochen und geschrieben wurde. Nur hat sie einen anderen Namen. Sie nennt sich die Krone der Ninja. Wer sie aufsetzt, hat das Vergnügen, sich unsichtbar machen zu können.«

Baxter stäubte Asche ab und verzog die Lippen. »Ob es ein Vergnügen ist, möchte ich dahingestellt sein lassen. Manchmal kann es sich auch zu einem Fluch entwickeln.«

»Mark, weshalb haben wir beide uns hier oben getroffen? Suko ist übrigens in der Stadt geblieben, wie es vereinbart war.«

Baxter trat seine Kippe aus. »Der Fall liegt ein wenig kompliziert und schwierig. Du weißt ja, was in Reykjavik los ist?«

»Ja, die Hölle. Man trifft die Vorbereitungen für das große Meeting zwischen den beiden Wunderknaben.«

»Genau. Agenten aller Couleur haben sich in der Hauptstadt versammelt. Man sieht sich, man wird gesehen…«

»Aber du doch nicht«, sagte ich grinsend.

Baxter lachte. »Ich kann nicht immer unsichtbar sein.«

»Klar, weiter.«

»Nun ja. Konkretes weiß ich auch nicht, aber es sind uns da gewisse Verdachtsmomente zu Ohren gekommen. Im Augenblick trauen die Amerikaner niemandem, nicht einmal ihren Freunden. In dieser Situation erinnerten sie sich mal wieder an mich und meine alten Fälle.«

»Hat man einen Anschlag auf einen der beiden Großen vor?«

»Reagan und Gorbatschow sind zu gut abgeschirmt. Nein, John, der Horror wird sich einige Ebenen tiefer abspielen. Gewissermaßen auf Geheimdienst-Ebene. Die Russen wissen ebenso wie wir, daß die Gegenseite sich konzentriert in der Hauptstadt tummelt. Die Chance, der anderen Seite einen vernichtenden Schlag zu versetzen, war

eigentlich nie so groß wie heute.«
Auch ich schnippte meine Zigarette weg. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, läuft das auf einen Geheimdienst-Krieg hinaus.«
»So ähnlich.«
»Mark«, sagte ich. »Jetzt tu mir kein Leid an. Das bist du doch gewohnt. Ich kenne euch Geheimdienstburschen zu Genüge und muß sagen, daß ihr mir nicht gerade sympathisch seid. Dich schließe ich natürlich aus. Viele andere halten sich für den Nabel der Welt. Da sind die Amerikaner nicht anders als meine Landsleute.«
»Ich weiß, John.« Baxter hob den Kopf und schaute gegen den Wind. »Trotzdem könnte sich alles sehr schnell ändern. Da ist nämlich eine Sache passiert, die nicht nur uns Amerikaner, sondern die ganze freie Welt in Gefahr bringen könnte.«
»Mach es nicht so spannend.«
»Wir haben dich nicht umsonst geholt, John. Die Gefahr geht von der anderen Seite aus. Es sind nur Gerüchte, aber an jedem Gerücht ist ein Körnchen Wahrheit. Die Russen haben eine Geheimwaffe erfunden, und sie sind dabei, sie gegen den CIA einzusetzen, um unseren Verein zu dezimieren. Etwas Besseres könnte ihnen nicht passieren.«
»Das klingt nach Bond.«
»Ist es aber nicht. Die Geheimwaffe soll angeblich existieren.«
»Und die wäre?« Bisher sah ich die ganze Sache noch ziemlich locker, das änderte sich jedoch abrupt nach der Antwort meines CIA-Freundes.
»Ghouls«, sagte er. »Geheimwaffe Ghoul!«
Ich hustete, weil ich diese Schwefeldämpfe in den Hals bekommen hatte. »Ghouls?«
»Ja, du hast richtig gehört.«
»Wieso?«
»Von unseren Verbindungsmännern erfuhren wir etwas über diese Wesen. Ghouls sind ja schon schlimm, aber den Russen muß es gelungen sein, *Ghoul-Gespenster* zu züchten.«
»Langsam, Mark, langsam.« Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Was hast du da gesagt? Ghoul-Gespenster?«
»Ja.«
»Das kann ich nicht glauben.«
Diesmal lachte er auf. »Es hört sich unwahrscheinlich an, John, ich weiß. Aber ich kann nur immer betonen, daß es sich tatsächlich um Ghoul-Gespenster handelt.«
»Gespenster sind unsichtbar. Oder fast immer«, schränkte ich ein.
»Ich weiß. Das ist es eben. Das ist das Grauen. Wenn es sie tatsächlich geben sollte, stell dir mal vor, was geschieht oder was geschehen kann. Wir stehen hier auf dem Präsentierteller, John. Die Ghouls können angreifen, ohne daß wir sie zu Gesicht bekommen. Es

ist nicht zu fassen, daß es jemandem gelungen sein soll, diese Wesen herzustellen, wie ich immer sage. Aber sie sind wohl da.«

»Hast du sie bemerkt?«

»Nicht direkt.«

»Was heißt das?«

»Ich lebe immer mit dem Gefühl, von diesen Ghoul-Gespenstern beobachtet zu werden. Kannst du dir vorstellen, wie sie unter uns Agenten aufräumen können?«

»Ja, das kann ich«, erwiderte ich leise.

»Dann weißt du jetzt auch, weshalb dein Chef den Fall als so brandeilig ansah.«

»Sicher.«

Wir schwiegen beide. Ich ließ mir die Worte meines Freundes noch einmal durch den Kopf gehen. Sollte er recht behalten, war das natürlich eine Gefahr, die ich bisher nicht einmal einschätzen konnte.

Ich drückte die trüben Gedanken zurück und fragte ihn. »Habt ihr schon gewisse Anhaltspunkte gefunden?«

»Ja und nein. Zunächst muß die ganze Sache irgendwo in Rußland erforscht worden sein. Aber wie wir ebenfalls wissen, sollen diese Ghouls rechtzeitig nach Island transportiert worden sein.«

»Wegen des Treffens?«

»Nicht primär, John. Es klingt zwar unglaublich, aber es ist eine Tatsache. Der KGB unterhält in Island eine Agentenschule. Und dies nicht erst seit dem Zeitpunkt, als bekannt wurde, wer sich hier treffen wollte. Sie haben diese Schule schon seit einigen Jahren etabliert und bilden hier ihre Agenten theoretisch und praktisch aus. Natürlich nicht offiziell. Nein, diese Schule ist so etwas wie ein Kultur-Institut, aber das kennst du ja, John.«

»Bis hierher komme ich mit. Dennoch hätte ich noch eine andere Frage. Bist du sicher, daß die Ghouls aus dieser Agentenschule kommen?«

»So gut wie.«

»Was hieße das für uns?«

Er räusperte sich, bevor er weitersprach. »Daß wir uns diese Schule einmal aus der Nähe ansehen müßten.«

Ich schaute ihn schief an. »Doch nicht nur aus der Nähe, Mark. Wir müßten hinein, nicht?«

»So ungefähr.«

»Das ist bestimmt nicht einfach.«

»Nein, sie befindet sich direkt am Meer und liegt auf einer flachen Halbinsel, die sich wie ein breiter Finger in das Wasser schiebt. Ein urwüchsiges Gelände, aber durch eine Straße mit der Hauptstadt verbunden, damit die Einsamkeit nicht zu groß wird für unsere armen Ghouls.«

»Ghouls«, murmelte ich, »auch Leichenfresser genannt. Ich kenne sie. Ich kenne sie verdammt gut, Mark, und ich weiß auch, daß sie sich zwar unsichtbar machen können, wie du behauptest, sie aber etwas an sich haben, daß sie nicht zurückdrängen können. Das ist ihr Gestank. Dieser widerliche Leichen- und Modergeruch.«

»Da gebe ich dir recht, John.«

Ich schaute Mark Baxter scharf an. »Wie lange bist du bereits auf der Insel?«

»Seit zwei Tagen.«

»Okay. Sind dir die Ghouls in dieser Zeit schon mal begegnet?«

»Nein.«

»Du hast sie auch nicht gerochen?«

»Ebenfalls nein.«

Ich strich über mein Gesicht. »Aber ich, Mark. Ich habe diese verfluchten Ghouls gerochen.«

Der CIA-Agent war so überrascht, daß er sich von der Karosse löste und einen Schritt nach vorn ging. »Nein!« flüsterte er. »Das ist nicht wahr. Du willst mich…«

»Bestimmt nicht auf den Arm nehmen, Mark. Ich habe die Ghouls tatsächlich gerochen.«

»Und wo?« fragte er.

»Hier!«

Mark Baxter versteifte. Sein Gesicht nahm einen harten Ausdruck an. Er wirkte wie jemand, der gegen den Wind witterte, um sich von einer Sache zu überzeugen. »Du bindest mir hier keinen Bären auf, John?«

»Wie käme ich dazu?«

»Ja, stimmt, was solltest du für einen Grund haben? Wann hast du sie denn gerochen?«

»Kurz bevor wir uns trafen. Auf diesem Plateau. Der Geruch schwängerte nicht nur die Schwefelwolken, er überdeckte sie sogar, und ich konnte ihn direkt schmecken.«

Baxter strich durch sein Haar. »Verdammt, das ist ein Hammer. Wenn du recht hast, daran zweifle ich nicht, würde das bedeuten, daß die Ghouls bereits unsere Spur aufgenommen haben und sich unsichtbar in unserer Nähe aufhalten.«

»So ist es.«

»Hat man dich angegriffen?«

»Noch nicht.«

»Und was machen wir jetzt?«

Ich lachte. »Ghouls suchen. Wir sind zu zweit. Und zwei riechen mehr als einer.«

»Falls sie noch anwesend sind.«

»Das vorausgesetzt.«

»Was hast du getan, als du sie gerochen hast, John?«

Ich hob die Schultern. In meiner Stimme schwang Wut mit.
»Nichts, überhaupt nichts. Ich habe es sogar für einen Irrtum gehalten. Hätte man mich zuvor eingeweiht, wäre die Sache ganz anders ausgegangen. Aber so dachte ich an eine Einbildung.«
»Die es leider nicht war.«
»Jetzt weiß ich es auch.«
Baxter knetete sein Kinn. »Ich habe dich ja beobachtet. Du triebst dich an diesem Geysir herum, wenn ich mich nicht irre.«
»Ich habe den Geruch schon vorher wahrgenommen, Mark.«
Er knetete seine Hände. »Das ist natürlich eine Sache, die ich nicht beurteilen kann. Ich frage mich nur, wen von uns beiden sie unter Kontrolle haben. Dich oder mich?«
»Es ist müßig, darüber zu diskutieren. Vielleicht lauern sie noch in der Nähe. Jedenfalls müßten wir so rasch wie möglich die KGB-Schule aufsuchen, falls wir hier keine Spur finden. In zwei Tagen treffen die beiden mächtigsten Männer der Welt ein, um zu verhandeln. Bis dahin muß die Sache ausgestanden sein. Stell dir mal vor, die Russen berichten ihrem Vorsitzenden, daß sie es geschafft haben, den halben amerikanischen Geheimdienst auszuschalten. Das wäre eine Katastrophe.«
»Stimmt.«
»Andere Frage, Mark. Wer ist eingeweiht von euren Leuten?«
»So gut wie keiner. Der CIA-Direktor, sein Stellvertreter und ich. Es ist gewissermaßen ein Geheimauftrag.«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Sieht nicht gut aus, oder?« Baxter verzog das Gesicht.
»Allerdings.« Ich schabte durch mein Haar und dachte daran, daß wir unbedingt einen dieser Ghouls finden mußten, um wenigstens einen Versuch zu starten.
»Okay, schauen wir uns um, Mark. Wir werden das Plateau hier abriechen, falls es dir recht ist.«
»Klar.«
In verschiedene Richtungen gingen wir davon und schlugen quasi einen großen Kreis.
Diesmal war ich unterwegs und wartete darauf, den Leichengeruch riechen zu können.
Da tat sich nichts. Auch dann nicht, als ich in die Nähe des Geysirs geriet. Nur die heißen, riechenden Dämpfe zogen träge über das Gestein und schienen in die Spalten und Risse am Boden kriechen zu wollen. Von den Ghouls nahm ich nichts wahr.
Mark Baxter war es ebenso ergangen. Wir trafen uns wieder am Range Rover, und Mark hob die Schultern. Sein Gesicht war dabei ziemlich käsig. »Sorry, John, ich habe keinen Erfolg erringen können. Wenn sie sich in der Nähe aufhalten sollten, haben sie sich gut

versteckt. Wahrscheinlich bekamen sie den Auftrag, uns nur zu beobachten. Alles andere werden sie bestimmt später erledigen.«

»Gut, dann fahren wir zurück.«

»Was willst du dann unternehmen?«

Ich stieg schon ein und nahm hinter dem Lenkrad Platz. »Suko Bescheid geben und ihn mit zu dieser tollen Schule nehmen.«

»Hast du eine schußsichere Weste bei dir?« fragte Mark.

»Nein.«

Er hämmerte die Tür zu. »Das solltest du aber, John. Die Burschen schießen sofort, wenn sie etwas Verdächtiges sehen, und das Gelände ist ausgezeichnet bewacht.«

Ich grinste breit. »Das kann ich mir vorstellen. Aber ich kenne jemand, der es als Unsichtbarer schaffen könnte, in das Gebäude zu gelangen. Du verstehst?«

»Immer ich.«

»Wenn man schon die Gabe besitzt, darf man sich nicht wundern, daß man ausgenutzt wird.« Ich fuhr langsam an und wußte, daß uns eine nicht gerade ungefährliche Fahrt in die Ebene bevorstand.

Hochgekommen war ich den Weg relativ gut. Die gleichen Kurven mußte ich leider auf der Rückfahrt auch nehmen, und da hatte ich meine Bedenken. Schon nach einer Minute befanden wir uns inmitten einer wilden Landschaft. Felsen, grau wie kalte Asche, wuchsen rechts und links des schmalen Wegs in die Höhe. Manchmal drängten sie sich sogar vor, so daß sie Überhänge bildeten, unter denen wir mit dem Auto herfuhren. Die Fenster hatten wir heruntergekurbelt, um bei Rangiermanövern auf der engen Strecke rausschauen zu können.

Mark Baxter half mit. Er gab mir einige Tips, wie ich den Weg am besten nehmen konnte.

Auf einmal war Schluß. Nach einer sehr engen Kurve führte die Strecke in einer verhältnismäßig geraden Linie talwärts. Unsere Hoffnung währte nur etwa zehn Yards, dann war Schluß, denn irgendein Spaßvogel hatte zwei Felsblöcke auf den Weg gerollt. Beide lagen so dicht nebeneinander, daß sie sich sogar berührten.

»Scheiße«, sagte Mark.

Ich konnte ihm da nur zustimmen, stoppte und stieg aus. Mein Blick fiel dabei gegen den Himmel. Er hatte sich zugezogen. Wie eine graue, unendlich erscheinende Wand wirkte er. Nur hin und wieder schimmerten blaue Flecken hindurch. Das Wetter sah nach einer Verschlechterung aus. Zwischen den Felsen wehte ein kalter Wind. Wir waren froh, dicke Jacken angezogen zu haben.

Mark war neben mir stehengeblieben. »Da gibt es nur eine Chance«, sagte er, »wir müssen die Steine zur Seite räumen.«

»Bin ich Herkules?«

»Nein, ich auch nicht. Wir haben zwar keine Muskeln.« Er tippte jetzt

gegen die Stirn. »Dafür aber Verstand. Im Wagen liegt doch sicherlich noch Werkzeug.«

»Das allerdings.«

»Schauen wir es uns an. Vielleicht können wir ein Teil davon als Hebel benutzen.«

Zu zweit gingen wir an das Heck und öffneten die Klappe. Schon als sie noch hochschwang, beugte ich mich in den Rover hinein und sah das in eine Decke gewickelte Werkzeug. Ich rollte die Decke auf und schaute mir die Dinge an.

Sie waren noch nicht benutzt worden, denn ich roch das Öl, mit dem man sie eingerieben hatte.

Gemächlich wog ich den Wagenheber in der Hand. »Wir werden sehen, ob wir schlauer sind als Herkules.«

Mark blieb an meiner Seite. Er schaute sich vorsichtig um. Auch mir war nicht wohl in meiner Haut. Eine Stelle wie diese eignete sich sehr gut für einen Überfall. Deckung würden wir kaum finden.

Die Wände rechts und links bestanden zwar aus porösem Gestein, aber sie besaßen keine Nischen oder Höhlen.

»Du denkst an die Ghouls, wie?«

»Klar.«

Ich lachte. »Haben sie die Steine auf den Weg gerollt?«

»Könnte sein.«

Ich bückte mich bereits und setzte den Wagenheber als Hebelwerkzeug dort an, wo sich der Felsen und der Boden berührten.

»Okay, du kannst auch dagegendrücken, Mark.«

Er tippte mir auf die Schultern. »Nein, das mache ich nicht.«

»Wieso? Ich…«

»Komm hoch, John!« zischte er mir zu.

Ich richtete mich auf und sah in das Gesicht des CIA-Agenten, das sich verändert hatte. Die Züge waren gespannt, die Nasenflügel ein wenig geweitet. »Riechst du nichts, John?«

»Ghouls?«

Er nickte.

Auch ich schnüffelte jetzt, ging nach links, drehte mich dabei und hatte plötzlich das Gefühl, in einer herantreibenden Wolke aus Modergeruch zu stehen.

Sie waren da, sogar in der Nähe!

»Und?«

Ich drehte mich zu Mark hin. »Verdammt, ich glaube, uns steht einiges bevor…«

***

Sie waren da, aber wir sahen sie nicht, und so konnten sie mit uns Katz und Maus spielen.

Meine Beretta ließ ich stecken, weil es keinen Sinn hatte, einfach in die Gegend hineinzuballern. Aber ich holte mein Kreuz hervor.

Mark beobachtete mich dabei. »Hast du es noch immer?«

»Aber sicher. Ich werde mich auch hüten, es abzugeben.«

Wir standen vor den Felsen, rochen die Ghouls, doch zu sehen war von ihnen nichts. Nur die verdammten stinkenden Wolken trieben uns entgegen.

Ghoul-Gespenster, hatte Mark Baxter gesagt. Ich bekam Magenschmerzen, wenn ich daran dachte.

»Wenn die nicht wollen, John, werden sie sich auch nicht materialisieren.«

»Dann müssen wir sie zwingen.«

»Und wie?«

Baxter bekam von mir keine Antwort. Ich konzentrierte mich auf den Wind, der über die Felsen hinwegwehte und auch durch mein Gesicht streifte. Und er brachte die unsichtbare, stinkende Wolke mit.

Mir kam es vor wie ein Angriff. Sie drängte sich gegen mein Gesicht. Ich riß blitzschnell die rechte Hand mit dem Kreuz in die Höhe und hörte plötzlich einen ächzenden Schrei.

Der Ghoul materialisierte sich!

***

Es war nicht einfach gewesen, noch eine Unterkunft zu finden. Wie es Sir James trotzdem geschafft hatte, war Inspektor Suko ein Rätsel.

Zwar mußte er sich das kleine Zimmer mit seinem Freund John Sinclair teilen, aber das machte ihm nichts aus. Hauptsache, sie hatten ein Dach über dem Kopf, wenn es nötig sein sollte.

Beide wohnten in einem kleinen Haus. Es war aus Holz gebaut worden, lag am Rande der Stadt und auch nicht weit vom Hafen entfernt. Wenn Suko aus dem Fenster schaute, konnte er den Turm der modernen Hallgrimskirche erkennen, das Wahrzeichen der Stadt Reykjavik. Der graue Turm besaß ein spitzes Dach, und seine Mauern wurden durch nach oben schmaler werdende treppenartige Aufbauten abgestützt.

Daß John allein gefahren war, paßte Suko nicht. Es gehörte aber zu ihrem Plan, denn Suko sollte zunächst in der Stadt die Stellung halten und sich auch mit jemandem treffen.

Nicht einfach in irgendeinem Lokal oder einer Kneipe, nein, man würde sich mit ihm in Verbindung setzen.

So wartete er in einem Zimmer, in dem kein Telefon stand. Manchmal schaute er durch das Fenster auf den Hafen, wo zahlreiche Schiffe vor Anker lagen. Möwen und andere Seevögel umflatterten die Kähne. Wenn der Wind günstig stand, drang ihr Geschrei bis an Sukos Ohren.

Seit fast drei Stunden wartete er in dem kleinen, mit hellen Holzmöbeln eingerichteten Zimmer. Er hatte eine Flasche Mineralwasser geleert, auch etwas Radio gehört, sich ansonsten aber ruhig verhalten, und er war dabei seinen Gedanken nachgegangen.

Für Suko war es nicht einfach gewesen, sich wieder an den normalen Trott des Alltags zu gewöhnen. Es war einfach zu viel geschehen. Shao war ihm genommen worden. Als Tote war sie von ihm gegangen, aber nur, um ihr Erbe erfüllen zu können. Was sich da noch alles anbahnte, darüber konnte Suko bisher nur spekulieren.

Er war wieder allein.

Diesen Schock mußte er überwinden. In den letzten Jahren hatte er sich ungemein stark an Shao gebunden gefühlt. Ihr Tod war für ihn eine Zäsur gewesen, er hatte nicht mehr weitermachen wollen, und seine Freunde hatten ihm sehr geholfen, obwohl er sie manchmal täuschen mußte. Das lag zurück, das war vorbei. Neue Aufgaben warteten, und zwar hier in Reykjavik.

Das Zimmer lag unter dem Dach des Hauses. Die schrägen Wände waren ebenfalls mit hellen Holzbalken verkleidet worden. Unter der Decke hing eine hübsche Lampe, die aussah wie ein stehender Ventilator. Das Haus gehörte einem noch jüngeren Ehepaar mit zwei Kindern. Hier oben hatten die Kinder ihre Zimmer. Jetzt standen zwei Betten in einem Raum, weil der andere ebenfalls vermietet worden war. Deutsche Zeitungsleute wohnten nebenan. Sie waren aber unterwegs.

Auch die Treppe war aus Holz gebaut. Suko, der sich still verhielt, vernahm plötzlich Tritte, die die Treppe heraufkamen und sich seiner Tür näherten.

Er stand auf, drehte sich um und sah, daß die Tür geöffnet wurde.

Die Hausbesitzerin und Wirtin stand vor ihm. Es war eine hochgewachsene Frau mit fast strohblonden, kurz geschnittenen Haaren und einer kräftigen Figur. Sie trug ein blauweißes Kleid, war etwas verlegen und sprach Suko in gebrochenem Englisch an.

»Telefon für Sie.«

»Danke sehr.«

Die Frau gab den Weg frei. Fast eine Körperlänge hinter der Tür begann die Wendeltreppe. Sie führte in die unteren Räume, wo das Telefon auf einem kleinen Holzboard an der Wand stand. Der Hörer lag neben dem Apparat.

»Ja bitte«, meldete sich Suko.

»Kranich hier.«

Das war das vereinbarte Stichwort, und Suko wußte auch, was er zu erwidern hatte. »Ich kenne keinen Mann namens Kranich.«

»Okay, ich weiß, wo Sie wohnen. Warten Sie vor dem Haus. Ich hole Sie ab.«

»Welch einen Wagen fahren Sie?«
»Einen grauen Opel.«
»Verstanden.« Suko legte auf und drehte sich um, weil die Wirtin in die kleine Diele schritt. Der Chinese lächelte die Frau an. »Ich werde mich ein wenig draußen umsehen und frische Luft schnappen. Okay?«
Sie nickte. Suko wußte nicht, ob sie ihn verstanden hatte. Er ging zur Tür und verließ das Haus, das in einer Siedlung stand, wo ein Bau dem anderen glich.
Alles war nett und sauber. Wer hier wohnte, konnte stolz auf sein Haus sein.
Kleine, aber wunderschöne Vorgärten zierten die Frontseiten. Das Gelände hinter den Häusern war kaum größer, aber die Grundstücke paßten zu den Häusern.
Ein Isländer nutzt jeden Tag aus, an dem kein Regen fällt. So war es auch hier.
In den Gärten arbeiteten die Frauen und die Kinder, als bekämen sie es bezahlt. Sie machten das Gelände winterfest. Hin und wieder warfen sie einen Blick zum Himmel hoch, wo sich an manchen Stellen die Wolken zu gewaltigen Bergen getürmt hatten.
Suko öffnete das Holztor und wartete am Rand der Straße. In dieser Gegend herrschte kein Durchgangsverkehr. Es war ziemlich ruhig, man konnte sich fast schon erholen. Die einzigen Geräusche brachte der nahe Hafen mit. Hin und wieder klang die Sirene eines ein- oder ausfahrenden Schiffes auf. Der Laut wirkte jedesmal wie ein ferner Gruß.
Eine Zeit hatte der unbekannte Anrufer dem Chinesen nicht angegeben. Suko glaubte aber, daß er aus einer Telefonzelle angerufen hatte, und er war auf diesen CIA-Knaben gespannt. Was man genau von ihm wollte, wußte er auch nicht.
Eine Gruppe Kinder radelte an ihm vorbei. Die Jungen und Mädchen schauten ihn erstaunt an. Einen Chinesen hatten sie in ihrer Siedlung wohl auch noch nicht gesehen.
Sie verschwanden bald. Zurück blieb ihr helles Klingeln wie ein allerletzter Gruß.
Suko wartete weiter. Das Laub der Bäume hatte schon die herbstliche Färbung angenommen und leuchtete in hellen als auch dunklen Farben. Vom satten Gelb bis zum tiefen Rot war alles vertreten. Der leichte Wind spielte mit den Blättern und ließ sie zittern.
Von der linken Seite her fuhr ein Wagen herbei. Es war ein alter Lada, aber kein Opel. Und Wagen aus dem Ostblock fuhr wohl im Ausland kein CIA-Agent.
Zwei Männer saßen in dem Fahrzeug. Sie warfen Suko nicht einen Blick zu, fuhren die Straße bis zum Ende der kleinen Siedlung durch und verschwanden dort in einer Linkskurve.

Suko blickte auf die Uhr. Fast zehn Minuten hatte er schon vor dem Haus verbracht.

Wenn er noch länger stand, würde er bestimmt auffallen. Wieder rollte ein Wagen herbei. Diesmal aus der anderen Richtung. Suko drehte seinen Kopf nach rechts. Für eine kurze Zeitspanne war sogar die blasse Herbstsonne zwischen den dunkelgrauen Wolken erschienen und legte einen hellen Schleier über die Stadt.

Auch die Siedlung wurde nicht ausgelassen und ebenfalls nicht der Wagen, der die Straße hinabfuhr. Obwohl die Sonne Suko leicht blendete, erkannte er doch das Fabrikat.

Es war ein Opel Ascona!

Er mußte kurz zuvor gewaschen worden sein. Scheiben und Karosserie glänzten wie frisch lackiert.

Suko ging so weit vor, bis er den Rand des Gehsteigs erreicht hatte. Er brauchte nicht zu winken, der Fahrer würde ihn auch so erkennen. Aber was machte er?

Suko sah, daß der Ascona aus der Spur geriet. Plötzlich bewegte er sich in Schlangenlinien über die Straße. Er rollte nach rechts, wurde herumgerissen, geriet nahe an den linken Rand der Fahrbahn, sprang mit einem Reifen über den Kantstein, rollte wieder zurück, und jemand schlug das Lenkrad scharf nach links ein, so daß der Opel in direktem Kurs auf den Chinesen zurollte.

Auf Suko wirkte es so, als sollte er überfahren werden. Vergeblich versuchte er, den Fahrer zu erkennen. Die getönten Scheiben und das zusätzliche Sonnenlicht ließen einen Blick in das Fahrzeug nicht zu.

Die Sonne verschwand, weil sich eine Wolke vor den blassen Ball geschoben hatte. Suko sah direkt über die Kühlerhaube hinweg durch die Scheibe, erkannte den Umriß des Fahrers, der sich unnatürlich und hektisch bewegte.

Den Grund wußte der Inspektor noch nicht. Er sprang auf die Straße und lief dem Opel entgegen.

Der wurde plötzlich abgebremst. Jetzt stand er quer und mitten auf der Fahrbahn.

Der Chinese brauchte zwei Sprünge, um ihn zu erreichen. Er blieb neben der Fahrertür stehen und riß sie auf.

Der Fahrer rührte sich nicht mehr. Blut rann aus einer Stirnwunde über seine linke Gesichtshälfte und auch in den Mund.

Er blieb starr und angeschnallt sitzen, während Suko gleichzeitig eine widerliche Wolke aus Moder und Leichengestank entgegenströmte, die so konzentriert war, daß sie ihm sogar den Atem raubte.

Von nichts kommt nichts.

Auch die stinkende Wolke nicht. Sie wurde von einer Gestalt abgegeben, die auf dem Rücksitz hockte. Ein massiges Etwas aus Schleim und Knorpeln.

Ein Ghoul!

***

Suko hatte mit vielem gerechnet, nur damit nicht. Deshalb verzögerte sich auch seine Reaktion, und der Ghoul bekam Zeit, um die rechte Hintertür zu öffnen.

Er rollte sich aus dem Wagen, der zwischen ihm und dem Chinesen stand, so daß er Suko die Sicht nahm.

Wie ein Wiesel war der Inspektor um den Ascona herumgelaufen und stoppte, als sich der Ghoul aufrichtete.

Der widerlichste aller Dämonen bot einen fürchterlichen Anblick.

In der Schleimmasse war das Maul zu erkennen, in dem lange Zähne in zwei Reihen schimmerten. Sie wirkten wie zwei Kämme, die übereinanderstanden. Zwischen ihnen befand sich die Lücke, aus der Schleimfäden rannen. Der massige Körper bewegte sich zur Seite. Suko sollte nicht angegriffen werden, er sah nur, wie die Umrisse des Ghouls plötzlich dünner wurden, als wollten sie verschwinden.

Längst hatte der Inspektor seine Dämonenpeitsche hervorgeholt und einen Kreis über den Boden geschlagen.

Die drei Riemen waren hervorgerutscht, und Suko holte wuchtig aus. Er lief dabei auf den Rücken des Ghouls zu. Als dieser sich umdrehte, erwischten ihn die Riemen und verteilten sich über seinen gesamten Körper. Sie wirkten wie eine Säure, denn sie brannten tiefe Furchen in die schleimige Masse.

Der Ghoul reckte sich. Es sah so aus, als wollte er sich auf die Zehenspitzen stellen und sich nach vorn werfen.

Das Gegenteil trat ein.

Die Magie der Peitsche hatte ihn so geschwächt, daß er zusammenbrach und sich vor Sukos Füßen wie ein dicker Klumpen verteilte, der allmählich zu einer Lache wurde, die einen scheußlichen Grabgeruch abgab, der über die Straße und gegen die Häuser getrieben wurde. In wenigen Minuten würden auch die im Garten arbeitenden Menschen von der Wolke erreicht werden und bestimmt auf die Straße laufen.

Suko war unsicher.

Er hatte einen toten Ghoul als Lache vor seinen Füßen liegen, einen Toten im Wagen, und er selbst stand mutterseelenallein da.

Die Polizei würde kommen und Erklärungen verlangen, die Suko nicht geben konnte. Wer glaubte ihm schon, daß der Fahrer von einem Ghoul ermordet worden war.

Die Lache trocknete allmählich aus. Nur eine kristalline Kruste würde zurückbleiben, das wußte der Inspektor.

Das Geräusch eines heranfahrenden Wagens riß Suko aus seinen Gedanken. Das Fahrzeug kam aus derselben Richtung wie der Opel

Ascona.
Suko erkannte das Fabrikat.
Es war der Lada!
Auf einmal wußte er, daß diese beiden Personen darin in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Auftauchen des Ghouls standen. Sicherheitshalber ging er so weit zurück, daß ihm der Ascona eine Deckung bieten konnte, wenn er sich duckte.
Das mußte er in den folgenden zwei Sekunden. Aus der Seitenscheibe des Lada schob sich etwas Schwarzes hervor, daß ziemlich lang aussah und von einer behandschuhten Hand gehalten wurde.
Ein mit Schalldämpfer versehener Revolver!
Die Schüsse waren nicht zu hören. Trotzdem bekam Suko sie mit.
Eine halbe Armlänge von ihm entfernt stanzte die erste Kugel ein Loch in die Karosserie des Ascona. Die nächste versah die hintere Seitenscheibe mit einem kleinen Loch und einem undurchsichtigen Spinnenmuster, und ein drittes Geschoß jaulte parallel zur Frontscheibe vorbei.
Suko lag neben dem Wagen auf der Fahrbahn und hatte sich fest gegen den Asphalt gepreßt. Der Motor des Lada heulte lauter auf, als der Fahrer beschleunigte.
Suko sah ihn die Straße hinabjagen und konnte nicht einmal das Nummernschild erkennen.
Für einen Moment blieb er neben dem Opel stehen. Er konnte jetzt auf die Polizei warten und deren Fragen über sich ergehen lassen. Es gab auch eine andere Möglichkeit.
Der Wagenschlüssel steckte. Suko brauchte den Toten nur auf den anderen Sitz zu wuchten und wegzufahren. Bis die Polizei reagierte, hoffte er, sein Ziel erreicht zu haben.
In der nächsten Minute erwachte er zu einer fieberhaften Tätigkeit.
Er löste den Gurt, drückte den Toten zur Seite, nahm selbst auf dem an der Rückseite blutbespritzten Sitz Platz und rammte die Tür zu.
Bevor er startete, warf er noch einen Blick auf die Hausreihe. Natürlich war den Menschen etwas aufgefallen. Sie standen vor ihren Haustüren und schauten auf die Straße. Auch Sukos Wirtin befand sich unter den Neugierigen. Sie würde natürlich eine genaue Beschreibung geben können, aber das war dem Inspektor egal.
Hier ging es um mehr, um viel mehr.
Suko fuhr den Wagen so schnell an, daß dessen Räder durchdrehten und schwarze Streifen auf der Straße hinterließen. Ein Mann wollte noch auf die Straße und vor den Opel laufen, um ihn zu stoppen, er war aber zu langsam. Suko schaltete innerhalb kurzer Zeit in den dritten Gang hoch und bekam Fahrt.
Erst als er die Siedlung verlassen und sich der City von Reykjavik näherte, ging es ihm etwas besser. Zu lange durfte er nicht auf der

Straße bleiben. Eine Großfahndung würde sicherlich in wenigen Minuten anlaufen. Gerade kurz vor dem hohen Besuch waren die Polizisten in der Stadt besonders motiviert.

Vor einem Lastwagen bog er in eine breite Straße ein, die parallel zum Hafen führte. Diese Straße brachte ihn auch aus der Stadt heraus. Zudem führte sie zu einem der amerikanischen Militär-Stützpunkte, die sich auf der Insel befanden.

Der Verkehr war dicht wie selten.

Suko mußte an einer Ampel stoppen und kümmerte sich zunächst um den toten CIA-Mann. Er drückte dessen Kopf so zur Seite, daß auch jemand, der in den Wagen hineinschaute, nicht sehen konnte, was mit dem Mann geschehen war.

Angenehm war es nicht, mit einem Toten spazieren zu fahren, doch es blieb Suko keine andere Möglichkeit.

Er horchte auf Sirenenklang, aber es blieb ruhig. Niemand schien sich an eine Verfolgung gemacht zu haben.

Auch die längste Straße hat einmal ein Ende. Suko erreichte die Vororte, sah die entsprechenden Hinweisschilder und bog bald darauf in einen schmalen Weg ein, der wenig später von einem hohen Maschendrahtzaun an der linken Seite begrenzt wurde. Hinter dem Zaun lag bereits das Gelände der Amerikaner.

Vor einem bewachten Tor stoppte Suko. Ein kräftiger G.I. trat an den Ascona heran, schaute hinein, sah den Toten und reagierte wie ein Automat. Die Maschinenpistole rutschte von seiner Schulter. Er hielt sie lässig mit einer Hand, während er mit der anderen in einen bestimmten Rhythmus winkte.

Kurze Zeit später war der Wagen umstellt. Suko hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen. Er blieb ruhig sitzen und hatte beide Hände auf den Lenkradring gelegt.

Ein Offizier mit Stahlhelm auf dem Kopf öffnete ihm persönlich die Tür.

»Aussteigen!«

Suko kletterte aus dem Wagen. MPi-Mündungen starrten ihn an wie dunkle Glotzaugen.

»Festnehmen!« lautete der nächste Befehl, aber Suko sprach dagegen.

»Augenblick noch. Ich bin freiwillig hergekommen und bestimmt nicht ohne Grund. Ich muß mit Ihrem Commander reden.«

Der Offizier starrte ihn unter dem Rand des Helms an. Seine Augen waren kaum zu sehen. Die Pupillen wirkten wie dunkle Kreise.

»Was wollen Sie von ihm?«

»Das ist top secret. Bringen Sie mich zu ihm. Meinetwegen auch unter Bewachung.«

Der Offizier zeigte sich einverstanden. Vielleicht war er auch froh, daß ihm eine Entscheidung abgenommen wurde. So wurde Suko

regelrecht abgeführt. Und doch atmete er innerlich auf. Hier befand er sich in einer relativen Sicherheit. Hoffentlich waren die Amerikaner flexibel genug, um die Gefahr die sich über ihren Köpfen zusammenbraute, zu begreifen…

***

Als Wunderwaffe wollte ich mein Kreuz nicht bezeichnen, aber es brachte schon Dinge fertig, über die selbst ich mich hin und wieder wunderte. Wie auch in diesen Augenblicken, als ich es zusammen mit meiner Hand in die stinkende Wolke hineindrückte, die sich plötzlich bewegte und auch sichtbar wurde.

Sichtbar als Gestalt!

Und zwar als Ghoul!

Ich hörte Mark Baxter neben mir scharf atmen. Auch er sah die schleimige Gestalt, die wie ein dicker Kloß auf einem der beiden Felsen hockte, für Sekunden eine menschliche Form annahm, dann aber vor unseren Augen zerplatzte, weil das Kreuz eben für diesen Ghoul zu stark gewesen war.

Wir zogen uns schnell genug zurück, um von dem stinkenden Regen nicht erwischt zu werden, der auch über die Motorhaube floß und sogar als dicke Tropfen auf ihr liegenblieb.

»War er das?« fragte Mark flüsternd.

»Ja, das war ein Ghoul.«

Baxter schluckte und verzog den Mund, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »So einen habe ich zum erstenmal gesehen.«

»Aber es wird nicht das letzte Mal sein, wie ich annehme.«

»Du rechnest mit weiteren Ghouls.«

»Natürlich.«

Mark Baxter dachte jetzt wie ein Polizist. »Daß uns dieses verfluchte Wesen gefunden hat, läßt auf eine Entdeckung unsererseits durch die Gegenseite schließen.«

»Das war mir sowieso klar.«

»Und wo ist die undichte Stelle?«

Ich hob die Schultern und lächelte. »Vielleicht bin ich sie gewesen.«

Baxter Schaute mich erstaunt an. »Du als Verräter?«

»Nein, nicht so. Aber Schwarzblütler haben eine Nase für Gegner. Sie finden meist sehr schnell heraus, wenn sich jemand in der Nähe befindet, der ihnen nicht gerade wohl gesonnen ist.«

Baxter schwieg. Wir beide schauten zu, wie die schleimige Masse zwar an den Außenseiten des Hindernisses entlangrann, aber gleichzeitig dabei war, zu verkrusten. Ich kannte den Vorgang und wußte auch, daß nur mehr ein kristalliner Rest zurückbleiben würde. Mark Baxter holte ein Taschenmesser hervor und schabte über die Kruste.

Wie Staub rieselte das Zeug dem Boden entgegen.

Aus einem Gespenst war eine dämonische Gestalt geworden. Ich konnte nur mit dem Kopf schütteln. Unsichtbare Ghouls. Wenn das Schule machte, dann gute Nacht.

Auf irgendeine Art und Weise fand der Wind auch seinen Weg durch diese doch enge Schlucht. Wir kamen uns vor wie in einem Kanal, und die herbeiwehende Frische vertrieb auch den widerlichen Leichengestank. Auch der Dampf der Schwefelquellen erreichte uns nicht mehr. Er wurde hoch über unseren Köpfen weggetrieben.

»Ich rieche nichts«, sagte Mark.

»Ebenfalls.«

»Dann war es wohl nur ein Ghoul, der sich dir auf die Fersen gesetzt hat.«

»Sieht so aus, obwohl ich den Wesen nicht traue. Haben sie die Steine in den Weg gerollt?«

Mark hob die Schultern.

Indirekt bekamen wir wenig später eine Antwort. Weit vor uns hörten wir das Geräusch eines startenden Wagens, das sich sehr schnell entfernte. Der CIA-Agent schnippte mit den Fingern. »Verdammt, John, das müssen sie gewesen sein.«

Ich widersprach nicht, fragte nur: »Wer kann sich dahinter verbergen?«

»Der KGB.«

Mein Blick wurde nachdenklich. »Eigentlich wundert mich dies.«

»Wieso?«

»Mag der russische Geheimdienst sein, wie er will, aber ich glaube nicht, daß er und die Regierung an einem neuen kalten Krieg interessiert sind.«

Baxter lachte mich an oder aus. »John, lehre du mich diese Typen kennen.«

Ich winkte ab. »Hör auf. Ihr seid auch kaum besser. Nicht alle KGB-Leute sind so, wie manche Amerikaner sie gern hätten.«

Baxter lehnte sich an den rechten Kotflügel. »Du sprichst, als würdest du welche kennen.«

»Ich kenne tatsächlich einen Kollegen von der anderen Seite. Wladimir Golenkow.«

»Den?«

»Ja, ich habe sehr gut mit ihm zusammengearbeitet. Und zwar nicht nur einmal. Bei den Zombies auf dem Roten Platz ebenso wie bei den schwebenden Leichen von Prag und zwischendurch, als Rasputins Testament Furore machte. Ich möchte da doch unterscheiden.«

»Und wie bitte?«

»Ganz einfach, Mark. Nicht alle KGB-Leute sind gleich. Es gibt Leute, die zu einer harten Richtung tendieren und andere, die diplomatischer

sind.«

»Zu denen zählst du auch Golenkow.«

»Das versteht sich.«

»Gut, das ist deine Meinung. Ich wäre dafür, daß wir zunächst einmal die beiden Felsen zur Seite räumen. Vielleicht rollen sie bis zu der Stelle, wo der Weg breiter wird.«

Diesmal störte uns kein Ghoul bei der Arbeit. Wir mußten einige Male ansetzen, um die schweren Brocken in Bewegung zu bekommen. Als sie einmal rollten, waren sie auch durch nichts mehr aufzuhalten. Sie nahmen nie den direkten und geraden Weg, sondern tickten gegen die Wände, aber ihr in Bewegung geratenes Eigengewicht war so stark, daß sie auch nicht aufgehalten wurden.

Wir stiegen in den Range Rover und folgten den beiden abwärts rollenden schweren Brocken.

Den engen Teil der Strecke hatten wir zum Glück hinter uns gelassen. Von nun an bekamen wir etwas mehr Platz. Hin und wieder hörten wir noch das Rumoren der Steine, wenn sie sich ihren Weg in die Tiefe bahnten. Baxter, der neben mir saß, schaute des öfteren aus dem offenen Fenster. Er roch auch nach, doch der Leichengestank war verschwunden. Einen zweiten Ghoul hatten sie nicht geschickt.

Die Steine waren bis in den schäumenden Bach gerollt, der irgendwo in den Bergen entsprang und in der Ebene ein breites Bett fand, in dem er bis zum Meer transportiert wurde. Über eine Steinbrücke rollten wir und sahen bereits in der Ferne die Silhouette der Hauptstadt liegen. Davor lag die Ebene wie ein grüner Teppich, der kreuz und quer von mehreren Straßen durchzogen wurde.

»Wo willst du jetzt hin?« fragte mich Mark.

»Zu unserem Haus.«

»Wieso?«

»Suko und ich haben uns privat eingemietet. Hotelzimmer waren nicht mehr zu bekommen.«

»Ich wohne in der Botschaft.«

»Du hast es auch besser.«

Er lachte und schlug mir auf die Schulter. Wir wurden sehr schnell wieder ernst und besprachen schon im groben Raster unsere nächsten Schritte. Klar, daß diese KGB-Burg Priorität besaß. Baxter ging davon aus, daß sie die Geburtsstätte der Gespenster-Ghouls war.

»Ich frage mich nur, wie sie entstehen können!«

»Das werden wir noch herausfinden.«

»Ich gehe auf jeden Fall hinein!« erklärte der CIA-Agent.

»Frag mich mal.«

»Wie willst du es anstellen?«

»Keine Ahnung. Aber es wird wohl niemand etwas dagegen haben, einen armen Wanderer aufzunehmen, wenn er auf originelle Art und

Weise das Gelände betritt.«
»Da wirst du dich noch wundern, John.«
»Mal schauen.«
New York kenne ich recht gut, Paris auch, aber Reykjavik, sehr viel kleiner als die von mir erwähnten Städte, kannte ich nicht. So war es kein Wunder, daß ich mich verfuhr.
Zum Glück waren die Polizisten hier sehr freundlich. Man erklärte uns den Weg zur Siedlung, den wir schließlich auch fanden. Sie lag etwas erhöht, gewissermaßen eine Mustersiedlung, trotzdem citynah und sogar sehr ruhig.
So jedenfalls hatte ich sie in Erinnerung. Deshalb wunderte es mich, als ich plötzlich die stehenden Wagen vor einer Polizeiabsperrung sah. Auch wir mußten halten.
»Verdammt, was ist denn hier los?« flüsterte Mark.
»Keine Ahnung. Du kannst es ja mal als Unsichtbarer versuchen.«
»Danke, man soll es nicht übertreiben.«
Wir waren ausgestiegen. Die Beamten schauten uns blicklos und irgendwie kalt an. Als wir die Sperre auf dem Gehsteig passieren wollten, wurden wir aufgehalten.
Wir mußten erklären, was wir dort zu suchen hatten. Zudem notierte man unsere Namen. Beide hatten wir unsere normalen Papiere gezeigt, nicht die Dienstausweise.
Wir durften gehen.
Die Menschen, die hier lebten, befanden sich in großer Aufregung.
Und genau vor dem Haus, in dem Suko und ich ein Zimmer bewohnten, standen zwei Polizeiwagen.
»Da ist was mit Suko geschehen!« flüsterte ich.
»Auch ein Ghoul?«
Ich hob die Schultern. »Richtig ist, daß ich keinen Krankenwagen sehe und keinen von der Mordkommission.«
»Vielleicht sind die schon weg. Wir müssen mit allem rechnen.«
Mark deutete auf die Fahrbahn, wo Beamte in der Hocke saßen und nach Spuren suchten.
»Willst du hin?« fragte ich ihn.
»Das Haus wäre wohl wichtiger.«
»Meine ich auch.«
Zwar stand eine Wache vor der Haustür, an ihr drückten wir uns aber vorbei.
In der Diele standen zwei Männer. Unsere Wirtin sah ich bei ihnen. Kaum hatte sie uns entdeckt, als sie blaß wurde, hastig auf die Männer einsprach und auf uns zeigte.
Einer kam uns entgegen. Er war kleiner als ich, hatte sein blondes Haar nach hinten gekämmt und rückte die helle Hornbrille zurecht.
Er sprach Englisch und wollte wissen, wer wir waren.

»Ich wohne hier.«

Der Mann schaute mich an. »Zusammen mit diesem Chinesen, wie ich gehört habe.«

»Ja, ein Kollege von der Zeitung.«

»Welche ist es?«

»Daily Mirror.«

Sein Kollege schrieb mit, während er mich fragte: »Sie wissen nicht zufällig, wo sich Ihr Kollege jetzt aufhält?«

»Nein, wir wollten uns hier treffen. Ich bin ein wenig herumgefahren, weil ich auch über das Land schreiben wollte.«

»Darf ich Ihre Ausweise sehen?« Der Beamte blieb ausgesprochen höflich und studierte die Dokumente genau. »Ah, Sie sind Amerikaner«, sprach er Mark an.

»Stört Sie das?«

»Nein, ich stellte es nur fest.« Wir bekamen die Papiere zurück und wollten endlich wissen, was geschehen war.

Der isländische Kriminalbeamte ließ sich Zeit. Er zündete sich zunächst eine filterlose Zigarette an und schaute den blaßgrauen Rauchkringeln nach. »Mein Name ist übrigens Gunnarsson.«

»Okay.«

Er lächelte. »Sie haben Ihren Kollegen also nicht gesehen?«

»Das erklärte ich Ihnen bereits.«

Er schaute mich aus schmalen Augen an, die hinter den Gläsern der Brille wie zwei dunkle Sicheln wirkten. »Sie haben auch nichts gerochen, oder?« Die Frage galt uns beiden.

»Was gerochen?« fragte Mark zurück.

»Zeugen sprechen von einem infernalischen Geruch. Grabgestank. Moder und Verwesung. Solche Begriffe sind gefallen.«

»Nein. Mr. Gunnarsson, wir sind eben hier eingetroffen.«

»Hm.« Er nickte sich selbst zu. »Und haben natürlich nicht die Spuren der Geschosse auf der Straße gesehen.«

»So ist es.«

»Es wurde geschossen. Aus einem fahrenden Wagen heraus. Auf Ihren Kollegen feuerte man, der sich neben einem schräg auf der Straße stehenden Opel Ascona aufhielt. Jemand hatte beobachtet, wie er mit einer Peitsche auf eine quallenartigen Gestalt einschlug. Sie muß dann eingetrocknet sein. Jedenfalls fanden wir noch kristalline Spuren. Wir werden sie untersuchen lassen. Ja, dann ist Ihr Kollege einfach mit dem Wagen verschwunden, nachdem man auf ihn schoß, ihn aber nicht traf. Wir haben die Kugeln gefunden. Einer meiner Mitarbeiter ist Spezialist. Er wußte sofort, aus welch einer Waffe die Geschosse stammten. Es war eine russische Pistole. Merken Sie plötzlich, wie das Netz einen Namen bekommt?«

»Nein.«

»Ich finde das Wort häßlich, aber ich komme nicht umhin, es zu gebrauchen: Spionage.«
»Bei uns ist nichts zu spionieren.«
Gunnarsson lachte. »Das hätte ich an Ihrer Stelle auch geantwortet. Aber mein alter Lehrmeister riet mir schon bei meinem Dienstantritt, nie einem Zeitungsmann Glauben zu schenken. Diesen Ratschlag habe ich bis heute befolgt.«
»Sehr löblich«, sagte ich. »Was sollen wir daraus schließen?«
»Ich denke noch darüber nach, ob ich Sie beide unter Arrest stellen lasse.«
»Das können Sie nicht«, sagte Mark. »Sie haben keine rechtliche Handhabe gegen uns. Schließlich befinden wir uns nicht in einem totalitären Staat.«
»Da haben Sie recht, Mr. Baxter. Allerdings müssen Sie auch bedenken, daß wir in wenigen Tagen hohen Besuch bekommen. Und da ist nun mal alles anders. Ich kann die Gesetze zwar nicht ändern, sie aber so oder anders auslegen.«
»Was wollen Sie von uns?« fragte ich.
»Aufklärung!«
»Worüber?«
»Über diesen Fall, über Ihren Kollegen, die Schießerei, eben über alles. Wenn Sie nicht reden, sehe ich mich gezwungen, andere Maßnahmen zu ergreifen.«
Ich blieb bei meiner Linie. »Wir wissen nichts.«
Die Wirtin brachte einen Ascher, und der isländische Kommissar drückte die Zigarette aus. »Dann tut es mir leid, meine Herren. Ich muß Sie leider zur Überprüfung mitnehmen.«
»Haben Sie uns nicht schon überprüft?«
Beinahe blauäugig schaute uns der Mann an. »Ja, schon, aber nicht richtig.«
Gunnarsson wirkte so naiv, aber er war durchtrieben bis in die Zehenspitzen, das merkten wir im nächsten Augenblick, als er weitersprach. »Vielleicht hätte ich Sie sogar gehen lassen, wenn Sie einen besseren Schneider gehabt hätten.«
»Wieso das?« fragte ich.
Er deutete zuerst auf mich, dann auf Baxter. »Sie beide tragen Waffen bei sich. Höchst ungewöhnlich für Reporter. Es sei denn, Sie treten nur unter der Maske des Journalisten auf.« Er hob die Schultern. »Manchmal kommt eben alles zusammen. Können wir jetzt fahren?«
Was sollten wir tun? Uns sträuben? Hier einen Streit vom Zaum brechen? Nein, das hatte keinen Sinn.
Mark Baxter nickte mir zu. Er war auch dafür, daß wir mit dem Kommissar fuhren. Sein Gesicht blieb dabei sehr ruhig. Er wirkte wie ein Mann, der noch ein Eisen im Feuer hatte.

»Ja, gehen wir«, sagte ich.
»Brauche ich Handschellen, oder genügt Ihr Wort?«
»Unser Wort reicht.«
Als wir wenig später im Polizeiwagen saßen und an unserem Range Rover vorbeirollten, bedachte ich den Wagen mit einem traurigen Blick. Schade, es hätte anders laufen können. Ich war nur froh, daß sie Suko nicht geschnappt hatten.
Wir brauchten nicht sehr lange zu fahren. Das Hauptquartier der Polizei war in einem grauen, kastenähnlichen Gebäude untergebracht worden, dessen zahlreiche Fenster wie blinde, eckige Augen wirkten. Wir rollten auf den Hof und betraten das Gebäude durch einen Hintereingang.
Kalt und ungemütlich wirkten die Gänge, aber sie waren von einer hektischen Betriebsamkeit erfüllt. Das Büro des Beamten lag im dritten Stockwerk. Da die Fahrstühle nicht frei waren, nahmen wir die Treppe. Hin und wieder huschte ein Lächeln über die Lippen des Mannes, als wüßte er genau Bescheid über uns.
Wir waren überrascht von der Größe des Büros. Daraus hätte man bei uns drei gemacht.
Vor einer zweiten Tür blieb Gunnarsson stehen. »Möchten Sie Kaffee, Mr. Sinclair?«
»Gern.«
Er lächelte schmal. »Meine Sekretärin kocht ihn zwar nicht so gut wie eine gewisse Miß Perkins, aber mir schmeckt er.«
»Was sagen Sie da?«
Er lachte und verschwand.
Mark und ich starrten uns an. »Der weiß Bescheid, John.«
»Das scheint mir auch so.«
»Und woher?«
»Von Sir James Powell persönlich, meine Herren. Wir kennen uns. Ich habe heute morgen noch mit ihm gesprochen. Ich konnte nur nicht so reden, wie ich es gern gewollt hätte. Die Umgebung gefiel mir nicht, Sie verstehen das sicher.«
»Und ob.«
»Der Kaffee kommt gleich.« Gunnarsson ließ sich uns gegenüber nieder. »So, und nun mal raus mit der Sprache. Was läuft hier?«
Wir wußten ja auch nicht viel, sprachen abwechselnd und weihten ihn nur so weit ein, daß er wußte, daß etwas Ungewöhnliches auf die Stadt zukommen konnte.
»Von russischer Seite also?« fragte er.
»Ja.«
»Was können wir tun?«
»Sie nichts, Mr. Gunnarsson, wir werden etwas unternehmen. Wir haben noch zwei Tage Zeit bis zum großen Gipfel. Diese Spanne

müssen wir ausnutzen.«

»Aber die Gegner wollen nicht an die Präsidenten?«

»Ich bin mir nicht sicher. Wahrscheinlich nicht, schließe es aber auch nicht aus.«

»Und wo könnte Ihr Kollege Suko stecken, Mr. Sinclair? Augenscheinlich hat er den Anschlag ja überlebt.«

»Da rate ich noch.«

»Darf ich mal telefonieren?« fragte Mark.

»Bitte.« Gunnarsson schob ihm den Apparat zu.

»Ich muß der Botschaft Bescheid geben, daß erhöhte Wachsamkeit geboten ist. Die andere Seite ist jetzt gewarnt. Ich kann mir vorstellen, daß sie ihre Aktivitäten vervielfältigt.«

Mark Baxter sprach sehr lange mit einem Mann aus der Botschaft.

Als er dann auflegte, lachte er und schüttelte den Kopf. »John, ich muß dir zu deinem Freund und Kollegen gratulieren. Der hat genau das Richtige getan. Er ist zu einem unserer Militär-Stützpunkte gefahren, sitzt beim Commander, und der wiederum hat in der Botschaft angerufen. Leider muß ich auch von einem Wermutstropfen berichten. Suko sollte von einem Kollegen abgeholt werden. Er hat in dem Ascona gesessen. Leider als Toter, wie ich erfahren mußte.«

»Wieso?«

»Wir sollten Suko selbst anrufen.«

Baxter wußte sogar die Nummer der Militärmission. Dort bekamen wir Suko schnell an die Strippe. Ich telefonierte mit ihm. Die anderen beiden hörten über Lautsprecher mit. So erfuhren wir haarklein, was ihm widerfahren war. Außerdem machten wir einen Treffpunkt aus. Suko würde mit einem Taxi ins Präsidium kommen.

»Damit wäre dieser Fall wohl erledigt«, sagte Mark.

»Und der neue beginnt«, fügte ich hinzu.

Gunnarsson spielte mit einem Bleistift. »Sie meinen diese KGB-Schule.«

»Genau.«

»Davon habe ich noch nie gehört.«

Baxter grinste schief. »Kann ich mir vorstellen. So etwas trägt man nicht in die Öffentlichkeit.«

Gunnarsson legte den Bleistift zur Seite und zog die Mundwinkel nach unten. »Es ist erschreckend für einen Mann wie mich, so etwas zu hören. Sind Sie sich Ihrer Sache sicher?«

»So gut wie.«

Ein feines Lächeln überzog das Gesicht des Polizeibeamten. »Aber nicht hundertprozentig?«

»Nein.« Diesmal sprach ich. »Das werden wir erst sein, wenn wir uns diese Schule angesehen haben.«

»Sie wollen hinein?«

»Natürlich.«
Er zündete sich wieder eine Zigarette an. Ich schaute zu, wie die Flamme den Tabak und das Papier zum Glühen brachte. Gunnarsson sprach durch die Rauchwolken. »Ihr Chef, Sie James, hat mir einiges von Ihnen berichtet, nicht aber, daß Sie lebensmüde sind.«
»So schätze ich mich nicht ein.«
Er legte die Zigarette in einen Ascher. »Was, schätzen Sie, werden die Russen mit Ihnen anstellen, wenn man Sie erwischt?«
»Killen!« lautete Baxters Antwort.
»Sehr richtig.«
»Nur müssen Sie uns zunächst einmal haben, mein lieber Gunnarsson. Wir sind keine Anfänger.«
»Das weiß ich. Aber ich kann Ihnen keine Rückendeckung geben. Nicht jetzt, wo es auf der Insel nur so von offiziellen und inoffiziellen Russen wimmelt. Sie haben sich für Ihre Aktion einen sehr ungünstigen Zeitpunkt ausgesucht.«
Baxter hob die Schultern. »Damit müssen wir leben.«
Gunnarsson wollte noch mehr wissen. »Wo kann ich diese ungewöhnliche Schule denn finden?«
»Auf einer Halbinsel«, antwortete ich.
Baxter fügte den Namen hinzu.
»Ach.« Der Kommissar runzelte die Stirn. »Das ist nicht einmal weit von Reykjavik entfernt.«
»Es führt sogar eine Straße hin«, sagte der CIA-Agent.
Gunnarsson nickte, dachte eine Weile nach und fragte uns dann:
»Was brauchen Sie?«
»Wie meinen Sie das?«
Der Beamte lächelte. »Zu Fuß werden Sie bestimmt nicht hinlaufen wollen. Ich könnte Ihnen mit dreierlei Dingen behilflich sein. Erstens mit genauem Kartenmaterial, zweitens mit technischem Gerät und drittens mit einem Wagen oder einem Boot. Die Entscheidung liegt allein bei Ihnen.«
Baxter strich durch sein Haar. »Ein Boot wäre nicht schlecht. Obwohl sie die Schule auch von der Seeseite gesichert haben. Das weiß ich. Wir müßten an einer Mauer hochklettern. Da streichen in der Nacht Scheinwerfer über das Gelände und das Wasser. Die Mauern werden natürlich auch nicht ausgelassen.«
»Wie können sich die Russen eigentlich so unangefochten in diesem Land bewegen?« fragte ich.
»Das ist ganz einfach, John. Sie haben das Land gekauft. Die Halbinsel gehört zu einem Teil ihnen. Und gegen Handelsmissionen hat man ja wohl nichts. Daß sie etwas anderes daraus gemacht haben, konnte niemand wissen, höchstens ahnen. Es ist auch nicht weiter tragisch, wir wissen ja davon. Nur daß sie eben Ghouls…« Er

verstummte, aber Gunnarsson hatte sehr genau aufgepaßt.

»Wie hieß das Wort?«

»Ghouls«, sagte ich.

»Und?«

»Es sind Dämonen. Sie wissen ja, in welch einem Job ich tätig bin.«

»Dann setzen die Russen also Dämonen ein.«

»Zumindest dämonische Wesen.«

Gunnarssons Blick hinter den Brillengläsern wurde kalt wie isländisches Gletschereis. »Ich glaube, wir sollten uns auch als Isländer um diese Schule kümmern.«

Ich wehrte mit beiden Händen ab. »Lassen Sie es bitte. Dieser Ort ist für Sie tabu. Wenn Sie etwas tun wollen, halten sie ihn unter Beobachtung.«

»Werden wir machen.«

»Gibt es Pläne über die Festung?« fragte Baxter.

»Leider nein. Ich weiß nur, daß sie früher einmal ein Kloster gewesen ist. Sie müssen sich auf düstere Mauern und Räume gefaßt machen, das kann ich Ihnen versichern.«

»So etwas sind wir gewohnt.«

»Schlecht ist nur«, sagte Baxter, »daß sie bereits Bescheid wissen, wie der Tod meines Kollegen beweist. Ich kann mir gut vorstellen, daß sie uns erwarten.«

Ich zwinkerte ihm zu. »Es gibt Tricks.«

Mark lächelte. »Ja, das hoffe ich auch.«

Fünf Minuten später kam Suko. Ein amerikanischer Offizier begleitete ihn. Der Mann sprach sofort mit Baxter, während ich Suko dem isländischen Kommissar vorstellte.

Danach hatten wir noch einiges zu tun. Wir mußten Pläne wälzen und den besten aussuchen.

Die Chance, es nicht zu schaffen, stand immer noch in einer hohen Quote gegen uns…

***

Die Straße führte gerade wie ein Strich auf die Halbinsel zu und in sie hinein.

Ein kurzes Stück vor der Insel endete gewissermaßen der Verkehr.

Was dann noch auf dem schmalen Landstreifen weiterfuhr, wollte zu dem alten Kloster, und das waren sehr wenige Personen.

So konnte man den flachen Passat auch als einsames Fahrzeug bezeichnen, das über die Straße huschte und von Reykjavik aus sehr schnell die Halbinsel erreichte.

Hinter dem Steuer hockte Mark Baxter. Er schaute auf die glatte Straße und hatte das Gefühl, als würde das bleiche Licht der Scheinwerfer die Dunkelheit regelrecht fressen.

Baxter war konzentriert. Was er vorhatte, war nicht einfach. Man konnte seinen Plan als ein halsbrecherisches Unternehmen bezeichnen. Das gleiche galt auch für John Sinclair und Suko, die ebenfalls in das Kloster hineinwollten, allerdings auf einem anderen Weg.

Vorbereiter dafür war Mark Baxter.

Gunnarsson hatte sich sehr kooperativ gezeigt. Es war ihm leider nicht gelungen, Material über das Kloster herbeizuschaffen. So mußte sich Mark auf sein Glück und seine Intuition verlassen, aber das kannte er. Schließlich hatte er schon zahlreiche Einsätze dieser Art hinter sich gebracht.

Es regnete nicht. Hinter ihm befand sich bereits die helle Kulisse der Hauptstadt. Die Häuser, die jetzt noch am Rand der Straße erschienen, glichen mehr Gehöften.

Von der Straße zweigten kleinere Wege ab, die zum Strand führten, wo man an einigen Stellen noch kleine Häfen angelegt hatte, in denen Fischerboote schaukelten.

Baxter schaute nicht nur nach vorn, sein Blick glitt auch in andere Richtungen. Da er sich auf einer Halbinsel befand, die nicht sehr breit war, sah er auch zu beiden Seiten das Meer. Eine dunkle, wogende Fläche, die einen hellen Bart bekam, wenn sie als Brandung gegen die Küste geschleudert wurde.

Das Kloster lag direkt an der Straße. Sie führte an seiner Südmauer vorbei, wo sich auch der Eingang befand. Im Westen donnerte das Meer gegen einen Steilhang, der nicht sehr leicht zu überwinden war. Wenn man vom Meer her ankam, mußte man an einer anderen Stelle an Land gehen und über eine freie Fläche schreiten.

Das hatten Sinclair und Suko vor.

An einer bestimmten Stelle, so war verabredet, wollten Sie dann warten.

Noch sah Baxter nur das glatte Band der Straße. Ab und zu auch ein Hinweisschild, dessen Pfosten wie kerzengerade Finger am Rand der Fahrbahn standen.

Es gibt Menschen, die lieben dunkle Nächte. Mark Baxter gehörte zu ihnen. In einer finsteren Nacht bekam er genügend Deckung, obgleich er die als Unsichtbarer kaum benötigte.

Wachtposten hockten bestimmt auf den hohen Mauern. Gerade jetzt, wo die Russen etwas vorhatten, und es dauerte nicht lange, als Baxter den blassen Schein sah, der die Finsternis zerschnitt und regelrechte geometrische Inseln in sie hineinbaute.

Das Licht der Scheinwerfer strahlte nicht nur zum Meer hin, auch auf der Landseite wurde die Straße vor dem Kloster auf diese Art und Weise erhellt. Besonders dort, wo sich die mächtige Eingangstür befand. Dort sollte es passieren.

Baxter fuhr langsamer. Er würde vielleicht noch fünf Minuten benötigen, um das Ziel zu erreichen. Zwei Techniker der Army hatten alles vorbereitet und den Wagen entsprechend präpariert.

Bei langsamerer Fahrt öffnete er auch das Seitenfenster. Die kalte Herbstluft wühlte sich in den Wagen, hinter dessen Steuer Mark Baxter entspannt saß.

Nur war er nicht entspannt und locker, wie es aussah. Phase eins des großen Plans stand dicht bevor.

Die Verwandlung!

Mark wußte, daß er sich nie an den Vorgang würde gewöhnen können. Es war verdammt nicht einfach, weil sich bei der Konzentration auf die Verwandlung starke Kopfschmerzen einstellten und diesen Vorgang auch weiterhin begleiteten.

Er ging noch mehr vom Gas, hielt die Augen offen und konzentrierte sich. Früher hatte er es nie so recht steuern können, das war längst anders geworden. Dennoch ging er diesmal auf Nummer Sicher, fuhr den Passat an den Straßenrand und stoppte.

Er begann mit seiner Konzentration!

Mark hob die Arme an und preßte die Hände rechts und links gegen den Kopf. Plötzlich begannen die Kopfschmerzen, zuerst intervallartig, dann wurden sie zu einem Dauerzustand.

Mark hatte das Gefühl, in eine Presse geraten zu sein. Er stöhnte und rutschte in seinem Sitz vor, wurde dabei aber von den Gurten gehalten. Noch war er sichtbar. Er sah einen Ausschnitt seines Gesichts im Innenspiegel, aber der Schmerz steigerte sich. Er blieb nicht nur auf den Kopf beschränkt und wollte durch den gesamten Körper fahren.

Baxter hatte das Gefühl, weggetrieben zu werden. Einfach hinausgeschleudert in fremde Dimensionen. Er warf sich zur Seite, nach links, auch nach rechts, die Gurte aber hielten ihn, und plötzlich war der Schmerz verschwunden.

Von einem Augenblick zum anderen spürte der CIA-Agent nichts mehr. Da wußte er, daß er es geschafft hatte. Mark Baxter war unsichtbar geworden.

Niemand befand sich mehr im Wagen. Ein leeres Auto parkte am Straßenrand. So jedenfalls sah es aus. Aber der Motor des Wagens sprang plötzlich an. Das Lenkrad bewegte sich, obwohl keine Hände vorhanden waren, die es festhielten.

Der Passat wurde wieder auf die Straßenmitte gelenkt. Baxter saß jetzt als Unsichtbarer hinter dem Lenkrad. Zwei Stunden dauerte diese Phase an. In dieser Zeit mußten er und seine Freunde alles geschafft haben, was es zu schaffen gab.

Es würde verdammt schwer werden.

Es waren vielleicht noch ein bis zwei Kilometer bis zum Ziel. Sie

würden schnell geschafft sein, und Mark durfte sich jetzt keinen Fehler erlauben. Obwohl er selbst nicht sichtbar war, konnte er doch verletzt werden. Wer jetzt in den Wagen schoß, würde ihn ebenso töten können wie einen Sichtbaren.

Mark tastete mit seiner Hand dorthin, wo auf dem Beifahrersitz ein schmales Kästchen lag. Es besaß einen kleinen Hebel, den er im richtigen Moment umlegen mußte. Die Techniker hatten ihm erklärt, daß eigentlich nichts schiefgehen konnte.

Darauf mußte sich Baxter verlassen.

Der Unsichtbare fuhr nicht sehr schnell. Im Dreißig-Meilen-Tempo rollte er über die Straße. Er wollte nur, daß die Russen aufmerksam wurden. Alles andere ergab sich von selbst. Man würde das Tor öffnen, nachschauen, was passiert war, und Mark bekam die Chance, als Unsichtbarer das Klostergelände zu betreten.

Hoffentlich hatten John und Suko die Zeiten ebenfalls eingehalten.

Er würde ihnen den Weg schon bereiten.

Die Hälfte der Reststrecke hatte er bereits hinter sich, als er den Geruch wahrnahm. Durch das offene Fenster drückte der Fahrtwind den ekelhaften Leichengeruch, und auch als Unsichtbarer nahm Mark Baxter diesen Gestank wahr.

Die Ghouls lauerten…

Sie waren ebenfalls nicht zu sehen. Gespensterhafte Wesen, ebenso wenig sichtbar wie er, und auch als Unsichtbarer konnte er sie nicht entdecken, nur eben riechen.

Wahrscheinlich hatten die Ghouls von irgend jemand den Auftrag bekommen, das Kloster auch außen zu überwachen. Diesen Job nahmen sie ernst. Der Agent verbannte ihre Existenz aus seinem Gedächtnis und konzentrierte sich voll und ganz auf seinen Job. Er rechnete damit, daß die Russen die Straße durch Infrarot-Kameras überwachen ließen und der Wagen bereits auf ihren Monitoren erschien.

Baxter konzentrierte sich. Mit einer Hand hielt er das Lenkrad fest.

Rechts von ihm befand sich bereits die Mauer. Für einen Moment sah er auch hellere Schatten in der Luft, als wären die Gespenster-Ghouls dabei, sich zu materialisieren.

Hatten sie Verdacht geschöpft?

Baxter konnte auf sie keine Rücksicht nehmen. Er konzentrierte sich auf das Fahren und faßte gleichzeitig nach den kleinen Kasten auf dem Beifahrersitz.

Noch wenige Meter bis zum Ziel.

Mark löste den Gurt. Er lauschte dem Geräusch nach, mit dem er sich aufrollte. Für ihn war es so etwas wie das Startzeichen zum Öffnen der Tür. Vor ihm strahlte eine helle Lampe in der Dunkelheit.

Wo sie leuchtete, befand sich auch der Eingang des Klosters.

Dort mußte es passieren.

Der Unsichtbare ging vom Gas. Sein Passat rollte noch langsamer an das Ziel heran.

Innerhalb des Klosters schien man keinen Verdacht geschöpft zu haben. Jedenfalls leuchtete kein Suchscheinwerfer die Straße ab.

Mark stieß die Tür auf, hielt sie aber noch fest und drückte dann den Kontakt.

Im gleichen Augenblick ließ er sich aus dem Wagen fallen. Ein heimlicher Beobachter hätte nur gesehen, wie die Tür aufschwang, mehr nicht. Aber Mark spürte den Fall. Er schrammte über den Belag, überschlug sich einige Male, rollte sich zusammen und machte es praktisch so, wie man es ihm im Training beigebracht hatte.

Vor seinem Unfall war er Wissenschaftler gewesen. Da hatte er für Dinge, die er jetzt tat, nichts übrig gehabt, doch die harte Schule danach hatte ihn geprägt.

Und es klappte.

Mark Baxter befand sich noch in der Bewegung, als der Mechanismus reagierte.

Plötzlich flog die Kühlerhaube in die Höhe, während der Passat langsamer wurde und ausrollte. Er bekam auch einen Drall nach rechts und steuerte die Mauer an.

Es blieb nicht beim Hochklappen der Haube. Zunächst war nur ein puffendes Geräusch zu hören, einen Augenblick später sprühte ein Feuerball aus dem Motor an der Klostermauer hoch und zerriß mit seinem rotgelben Schein die Finsternis.

Gleichzeitig rammte der Wagen frontal die Mauer. Die vordere Hälfte wurde zusammengedrückt, sie schob sich ineinander, ohne allerdings die Flammen zu löschen.

Mark hatte sich schon aufgerichtet. In einer sicheren Entfernung stand er und wartete ab.

Der Wagen brannte. Er hörte das Knistern und rechnete damit, daß er auch bald explodieren würde. Die Flammen fauchten zuckend durch die nächtliche Finsternis, und Mark Baxter hörte plötzlich die ersten Stimmen jenseits des Tores.

Man war aufmerksam geworden.

Der Wagen brannte weiter. Mark hatte sich in die Nähe des Tores gestellt. Wenn es sich öffnete, wollte er sich durch die Lücke auf das Gelände schieben.

Das Tor sah aus, als würde es zu einem großen Gefängnis gehören.

So düster, so ausbruchsicher, weil man es aus Stahl gebaut hatte.

Durch eine Elektronik ließ es sich öffnen, und Mark bekam mit, wie es sich langsam zur Seite schob.

Ihm gelang ein erster Blick hinter die Mauern. Eine Wachbude war zu erkennen. Bläulich schimmerndes Licht fiel von einer Bogenlaterne

auf das Dach.

Bewaffnete Männer stürmten aus dem Tor. Zwei von ihnen stellten sich wie Posten auf die Straße und riegelten sie praktisch ab.

Drei andere näherten sich dem Wagen, waren dabei sehr vorsichtig, und das mußten sie auch, denn der Passat flog in die Luft. Es befand sich nicht sehr viel Benzin im Tank, der Rest reichte aber auch, um das Gefährt zu zerfetzen.

Aus den zuckenden Flammen wurde ein heller Ball, aus dem glühende Teile in die Höhe schossen. Die Russen gingen in Deckung, sie fluchten um die Wette.

Das hörte Mark nur, sehen konnte er es nicht, denn er befand sich bereits auf dem Gelände. Unsichtbar war er über die Schwelle gehuscht und stand zwischen zwei mit Maschinenpistolen bewaffneten Männer, die einen entschlossenen Eindruck machten, ihn aber nicht sehen konnten.

Mark begab sich dorthin, wo die Wachstube stand. Sie war in der Fertigbauweise errichtet worden, bestand aus Metall und konnte ebenso rasch wieder abgebaut werden.

Hinter einer großen Scheibe stand ein Mann. Er schaute auf ein mit Tasten und Knöpfen übersätes Pult vor sich. Von dieser Stelle aus konnte er das Tor öffnen.

Baxter wünschte sich, daß auch Sinclair und Suko seine Gabe hätten. So standen die Schwierigkeiten noch bevor.

Auf der Straße wußten die Russen nicht so recht, was sie unternehmen sollten. Baxter verstand ihre Sprache ein wenig und hörte auch die Ratlosigkeit aus ihren Worten. Sie diskutierten darüber, wie es möglich gewesen war, daß ein Wagen gegen die Mauer hatte fahren können, und sie suchten auch nach dem Fahrer.

Zwischendurch vernahm der Unsichtbare das Zischen der Strahlen, die aus den Handfeuerlöschern drangen.

Schon bald quoll dicker Rauch durch das Tor. Er stank erbärmlich, wurde aber sehr schnell erstickt, und die Männer kehrten zurück.

Sie waren aufgeregt.

Jemand drohte zur Straße hin, dann wandte er sich hastig um und rannte an Baxter vorbei.

Das Tor schloß sich wieder.

Der Unsichtbare aber atmete tief durch. Ein wenig hatte er schon gezittert, doch es war alles so glatt verlaufen, wie er es sich ausgemalt hatte.

Jetzt kam die Phase zwei an die Reihe. Und diese würde verdammt schwierig werden, weil Sinclair und Suko leider nicht unsichtbar waren…

***

Der Zeitplan war genau abgesprochen worden. Suko und ich waren vor dem CIA-Agenten gefahren. Gunnarsson hatte uns einen Dienstwagen zur Verfügung gestellt, einen schwarzen kleinen Fiat, sehr eng, aber für unsere Zwecke reichte er aus.

Wir hatten uns entschlossen, nicht von der Seeseite her an das Kloster heranzugehen. Das wäre zu umständlich gewesen, aber wir wollten uns in der Nähe aufhalten.

Auf einer Karte schauten wir uns noch während der Fahrt den genauen Weg an.

Suko hatte diese Aufgabe übernommen. Er leuchtete mit seiner Lampe über das Papier und gab mir die entsprechenden Anweisungen, wie ich zu fahren hatte.

Zunächst einmal ging die Reise stur geradeaus. Die Vorstädte von Reykjavik lagen bald hinter uns, so daß wir in das flache Gelände hineinstießen. Einmal kamen uns drei mit Soldaten beladene Lastwagen entgegen. Im Vergleich zu unserem kleinen Fiat wirkten sie gewaltig. Als sie uns passierten, spürten wir den Druck des Luftzugs. Instinktiv hielt ich das Lenkrad stärker fest.

»Noch zwei Meilen«, sagte Suko, »dann mußt du rechts ab. Da gibt es einen Weg. Er führt zu einer kleinen Bucht, in die auch ein Hafen gebaut wurde.«

»Okay.«

»Aber nicht bis zum Ende. Wir werden die Schaukel vorher abstellen.«

»Alles klar.«

Die Nacht hatte uns verschluckt. Eine finstere, kühle, windige Nacht, herbstlich eben. Sterne waren nicht zu sehen. Sie wurden von der dicken Wolkenschicht verdeckt. Das Land war hier flach. Der Seewind konnte darüber hinwegpfeifen, weil er so gut wie keinen Widerstand fand. Unsere Wirtin hatte uns berichtet, daß die gewaltigen Herbststürme erst noch kommen würden. Dann hatte man als Mensch das Gefühl, von der Insel fortgeweht zu werden.

Das Kloster stand auch nahe der Küste. Da allerdings fiel sie steil ab. Nicht sehr tief, aber es reichte aus, um die Wellen zu brechen und eine schäumende Brandung entstehen zu lassen.

»Fahr mal langsamer, John. Die Abzweigung haben wir gleich erreicht.« Suko war ein guter Kartenleser, er konnte die einzelnen Entfernungen fast perfekt umsetzen. In der Tat tauchte an der rechten Seite die Abzweigung auf.

Ich lenkte den Fiat auf den schmalen Streifen, der nur zum Teil asphaltiert war. Später hüpften wir über Steine und auch grauen Schotter hinweg.

Ich lenkte den Wagen in das Gelände hinein, wo sich die Reifen durch einen relativ weichen Grasteppich wühlten und ich im

hüpfenden Licht der beiden Scheinwerfer die grauen Steine sah, die ebenfalls zu tanzen schienen.

Bald kamen wir nicht mehr weiter. Der Fiat war eben kein Geländewagen, wir mußten ihn abstellen.

Suko war als erster ausgestiegen. Bevor wir uns auf den Weg machten, überprüften wir unsere Waffen.

Ich schaute dabei dorthin, wo das Kloster lag. Es war nicht genau zu erkennen, aber an jener Stelle sah ich die helleren Lichtinseln, die die Finsternis zerschnitten.

Beretta, Kreuz und Bumerang hatte ich mitgenommen. Suko verließ sich auf seine Pistole und die Dämonenpeitsche, mit der er die Ghouls vernichten könnte.

Suko schaute mich an. »Weißt du, wie ich mir vorkomme?«

»Nein.«

»Wie der Held aus dem Kutten-Krimi ›Der Name der Rose‹. Der hatte auch eine so verdammt schwere Aufgabe.«

»Vielleicht wird unsere noch schlimmer.«

Mein Freund hob die Schultern und wies nach vorn. »Laß uns gehen, mir gefällt es nicht, wenn ich hier in der Nacht herumstehen muß.«

Wir stemmten uns gegen den böigen Wind an, der die Haare aufwühlte und auch unter die Kleidung drang.

Ab und zu warf ich einen Blick auf die Uhr. Wir waren gut in der Zeit, da konnte eigentlich nicht viel schiefgehen. Während des Marsches hielten wir uns parallel zur Straße, die so gut wie nicht befahren wurde. Auch Mark Baxter war noch nicht zu sehen. Er hatte schließlich mehr Zeit als wir und war zudem motorisiert.

Soldaten werden es kennen, wenn sie auf einer Nachtübung sind und marschieren müssen. Da sieht man zwar das Licht in der Finsternis, aber man hat den Eindruck, als würde es kaum näher kommen. In der Dunkelheit täuschen die Entfernungen doch sehr.

Ich hatte die Spitze übernommen. Suko hielt sich hinter mir, und allmählich nur schälten sich die Mauern eines gewaltigen Gebäudes aus dem dunklen Grau hervor. Wir sahen jetzt auch die Scheinwerfer, die man installiert hatte. Einer leuchtete zur Seeseite hin, ein anderer strahlte in die entgegengesetzte Richtung, und es waren auch welche vorhanden, die die dicht am Kloster vorbeiführende Straße beleuchteten. Man hatte uns vor Kameras gewarnt, die möglicherweise die Umgebung beobachteten. Aus diesem Grunde wollten Suko und ich auf die andere Straßenseite gelangen.

Das war schnell erledigt. Das Gelände unterschied sich in nichts von dem Gegenüber. Sehr flach, aber nicht unbedingt deckungslos, denn wir konnten uns hinter den grauen Steinen verstecken, wenn es nötig war. Es wurde erst nötig, als wir uns mit dem Eingang auf einer Höhe befanden. Da hockten wir uns nieder und beobachteten das

eingebaute, mächtige, geschlossene Stahltor, das man wohl kaum überwinden konnte.

Da war die alte Mauer schon interessanter. Hoch, dick, wuchtig, aber nicht glatt. Die alte Anordnung der Steine war so angelegt, daß ein Kletterer überall Halt fand und seine Füße auf kleine Vorsprünge oder in Spalten setzen konnte.

Wir sahen weder Stacheldraht noch einen elektrisch geladenen Drahtzaun auf der Mauerkante. So etwas paßte auch nicht zu dem Image einer Handels- oder Kulturmission. Auch Russen mußten in einem fremden Land in gewisser Hinsicht die Form wahren.

Diesmal schaute Suko auf die Uhr. »Wenn Baxter pünktlich ist, muß er in wenigen Minuten hier sein.«

»Hoffentlich.«

Die Zeit verrann. In mir stieg die Spannung. Auch mein Herzschlag hatte sich ein wenig beschleunigt. Was wir vorhatten, war lebensgefährlich. Wenn man uns erwischte, half uns niemand mehr.

Wahrscheinlich würden wir in der Tiefe des Meeres verschwinden.

»Verdammt«, sagte Suko plötzlich, »Ghouls!«

Mir lief es kalt den Rücken hinab. Ich hatte noch nichts gerochen, drehte den Kopf jetzt in eine andere Richtung und mußte meinem Freund leider recht geben.

Der Gestank trieb heran wie unsichtbare Schleier, und wir beide sahen die verfluchten Wesen nicht. Irgendwo hielten sie sich verborgen, wahrscheinlich waren sie ebenso unsichtbar wie Baxter, und ich fragte mich, ob sie uns auch entdeckt hatten.

Wenn ja, waren sie dann in der Lage, die Nachricht weiterzuleiten? Wenn das geschah, war unser Einsatz schon von vornherein geplatzt. Der Geruch verschwand wieder.

Langes Warten erzeugt bei den meisten Menschen Ungeduld.

Auch mir erging es nicht anders. Ich wollte endlich, daß etwas passierte, dieses verdammte Warten machte nervös.

»Er kommt!«

Wieder einmal hatte Suko zuerst das Scheinwerferpaar gesichtet.

Es war zwar noch ziemlich weit entfernt, in der klaren Luft allerdings gut zu erkennen.

Jetzt dehnten sich die Sekunden noch länger. Ich fieberte der Aktion entgegen, schaute einmal nach rechts, wo der Wagen herbeirollte, dann wieder zum Kloster hin, ob sich dort möglicherweise etwas tat.

Nein, da blieb alles ruhig.

Eine Kamera hatten wir nicht entdecken können, rechneten allerdings damit, daß sie vorhanden war. Bei einem normal herbeifahrenden Wagen brauchte man nicht unbedingt zu reagieren. Erst wenn etwas passierte, mußte man handeln.

Und es geschah!

Die Fahrertür schwang auf. Obwohl ich keinen Fahrer entdeckte, wußte ich, daß Baxter seinen Passat jetzt verlassen hatte. So war es zumindest abgesprochen.

In den nächsten Minuten erlebten wir eine Szene, die gut in einen Action-Film hätte hineinpassen können. Der Passat bekam einen Drall und rammte mit der Kühlerschnauze die Mauer. Dabei fing der Motor Feuer. Es breitete sich rasch aus, umwaberte den Wagen, während aus dem offenen Tor einige Gestalten hervorsprangen.

Sie waren bewaffnet. Zwei von ihnen deckten die Straße in beide Richtungen hin ab, während andere versuchten, das Feuer zu löschen. Sie waren zu spät gekommen, der Wagen flog in die Luft, und mit ihm schoß eine Feuerlohe in die Finsternis.

Ein Regen aus glühendem Blech und brennendem Benzin fiel wieder zurück. Einer der Russen wurde erwischt. Wir hörten sein Fluchen, als er auf das Tor zurannte und dabei sah, daß der rechte Ärmel Feuer gefangen hatte. Er warf sich auf den Boden und drückte das Feuer aus, während er sich überrollte.

Es gelang den Russen schließlich, die Flammen zu löschen. Aus den Geräten zischte der Schaum, der sich über die Trümmer legte.

Auch der fette Qualm verschwand, aber die Russen suchten nach dem Fahrer.

Den fanden sie nicht.

Sie waren plötzlich sehr aufgeregt. Ihre Stimmen hallten uns entgegen. Wahrscheinlich standen sie vor einem Rätsel und wußten nicht, was sie unternehmen sollten.

Schließlich zogen sie sich hinter die Mauern zurück. Wir schauten zu, wie sich das Tor allmählich schloß.

»Nun ja«, sagte Suko leise. »Wollen wir hoffen, daß Mark es geschafft hat.«

Ich tastete dorthin, wo in meiner rechten Jackentasche ein flacher Gegenstand steckte. Es war ein Walkie-talkie, kleiner als die üblichen, aber sehr leistungsstark. Suko und Mark waren ebenfalls mit diesen Geräten ausgerüstet.

Uns blieb nichts anderes übrig, als zu warten, bis wir etwas von Mark Baxter hörten.

Hoffentlich dauerte es nicht zu lange…

***

Der CIA-Agent atmete auf. Er hatte es tatsächlich geschafft, den Klosterhof zu betreten.

Viel sah er nicht, aber er konnte doch erkennen, daß dieser Hof sehr groß war und nur an einer Seite von dem wuchtigen Klosterbau begrenzt wurde.

Der Plan stand fest, aber Mark hütete sich, jetzt schon einen Kontakt

zu Sinclair und Suko herzustellen. Er mußte sich zunächst umsehen und nach der idealen Möglichkeit suchen, um die beiden Männer in den Klosterhof zu bekommen.

Vor dem Wachgebäude hatten sich die Männer versammelt, die auch draußen gewesen waren. Als Unsichtbarer begab sich Mark in deren Nähe und hörte ihren Diskussionen zu.

Jeder war ratlos.

Man hatte das Feuer zwar löschen und das Wrack auch untersuchen können, aber es war keine Leiche gefunden worden, und das machte die Männer mehr als mißtrauisch.

Jemand sprach von einem Geisterfahrzeug, ein anderer hielt es für ferngelenkt und reihte es in die Kategorie der amerikanischen Spionagetricks ein.

Die Wahrheit traf niemand.

Bis jemand sich verantwortlich fühlte und Gegenmaßnahmen ergriff, würde Zeit vergehen, die einem Mann wie Mark Baxter zugute kam. Er zog sich zurück.

Auch als Unsichtbarer war er nicht übermütig. Er sah zu, daß er die unmittelbare Nähe der Menschen mied und begab sich in den unmittelbaren Bereich der Klostermauer.

Mark suchte nach irgendwelchen Fallen. Stolperdrähte waren oft genug besser als die modernste Elektronik, doch Mark fand nichts dergleichen. Die Russen hatten sich, was die innere Sicherheit der Anlage anging, zurückgehalten.

Aber es patrouillierten Wachtposten entlang der Mauer-Innenseite. Früher mußten hier einmal Beete oder kleine Nutzgärten von den Mönchen angelegt worden sein. Jetzt war alles gerodet worden, aber der Boden zeigte noch immer eine gewisse Weichheit.

Deckung gab es nicht. Mark stellte sich deshalb mit dem Rücken zur Mauer hin und lauschte auf die Schritte. Die Gestalt sah er wie einen Schatten aus der Dunkelheit auftauchen.

Es war tatsächlich ein Soldat, der Uniform und einen Helm trug.

Sein Schäferhund, den er an der Leine führte, mußte Mark Baxter gewittert haben!

Der Unsichtbare erlebte so etwas nicht zum erstenmal. Tiere waren da wesentlich sensibler als Menschen. Der Hund reagierte auch anders als normal. Er riß und zerrte an der Leine, und der Soldat wurde aufmerksam. Er blieb stehen.

Dabei sprach er auf seinen Hund ein. Der hörte nicht auf die Stimme und knurrte weiter.

Mark verhielt sich still.

Er hörte, wie der Soldat mit seinem Hund sprach. Da Baxter einige Brocken Russisch konnte, begriff er auch den Sinn des Monologs.

»Gut, ich schaue nach. Aber da kann nichts sein. Beruhige dich.«

Eine Hand tätschelte das Fell des Hundes. Mit der anderen hakte der Mann eine flache Lampe vom Koppel los und leuchtete genau auf die Stelle, wo Mark Baxter stand, aber erkennen konnte er den Unsichtbaren nicht.

Der Hund wollte sich nicht beruhigen. Er mußte hart zurückgezogen werden, sein Herr begann zu schimpfen, dann ging er weiter, den Schäferhund an der kurzen Leine führend.

Baxter atmete auf. Er bekam noch mit, wie der Hund seinen Kopf drehte und wieder zurückschaute, aber der Wachtposten kümmerte sich nicht mehr um das Knurren.

Er ging weiter und war bald darauf von der Dunkelheit verschluckt worden.

Baxter hatte seinen ersten leichten Schreck überwunden. Er begann zu rechnen und kam zu dem Entschluß, daß so bald kein Wachtposten an dieser Stelle erscheinen würde. Bis der Soldat seine Runde gedreht hatte, verging genügend Zeit, die er unbedingt nutzen wollte. Aus der Tasche holte er das flache Sprechgerät, schaltete es ein und brachte es dicht vor seine Lippen.

»John und Suko, bitte melden. Meldet euch…«

***

Wir hatten voller Spannung auf eine Nachricht des CIA-Agenten gewartet, die aber war nicht gekommen.

Eine Viertelstunde verging. Ich war drauf und dran, selbst die Verbindung herzustellen, doch ich ließ es bleiben. Unter Umständen hätte ich den Unsichtbaren noch in große Schwierigkeiten gebracht, und das wollte ich auf keinen Fall.

Alter Leichengeruch war uns nicht mehr entgegengeweht worden.

Die Ghoul-Gespenster mußten sich verzogen haben, und das war auch gut so. Ich wollte sie nicht unbedingt in meiner Nähe wissen.

Obwohl ich darauf gewartet hatte, schrak ich doch zusammen, als ich den feinen Piepton hörte.

Mark meldete sich.

Ich schaltete das Gerät ebenfalls ein und hörte seine flüsternde Stimme ziemlich klar. »John und Suko, bitte melden. Meldet euch…«

»Wir verstehen dich.«

»Das ist gut, John.«

Suko kroch in meine Nähe, um mithören zu können, und er bekam auch meine Frage mit. »Und? Wie geht es dir, Mark? Hast du alles überstanden?«

»Ja, sehr gut. Ich bin auch sicher und unverletzt aus dem Wagen gekommen.«

»Er brannte aus.«

»Das habe ich noch gesehen.«

»Wie läuft es jetzt weiter?« fragte ich.
»Paß auf, John, ich habe mir folgendes gedacht. Durch das Tor könnt ihr nicht, es ist zu gut bewacht. Ein paar Schritte dahinter befindet sich ein Wachhaus. Ihr müßt über die Mauer klettern. Sie ist zum Glück so gebaut, daß ihr es schaffen könnt.«
Ich lachte leise. »Die Mauer ist verdammt lang.«
»Das weiß ich selbst. Ich habe mir ungefähr die Entfernung ausgerechnet. Lauft etwa hundert Yards an ihr entlang. Dann seid ihr aus dem Lichtkreis der Scheinwerfer.«
»Und die Kameras?« fragte ich.
»Das ist das Problem«, gab Mark zu. »Gesehen habe ich keine, bin mir aber sicher, daß man sie versteckt installiert hat. Ich hätte sie ja gern ausgeschaltet, doch soweit bin ich noch nicht. Wichtig ist, daß ihr die Mauer überklettert. Ich werde versuchen, euch den Weg hier innen freizuhalten. Alles verstanden?«
»Ja.«
»Dann bis gleich.«
Ich steckte das Gerät weg und schaute in Sukos sorgenvolles Gesicht. »Das wird riskant, John.«
»Weiß ich selbst.«
Wir konnten uns aufeinander verlassen. Ungefähr hundert Yards liefen wir noch auf dieser Seite der Straße entlang. Dabei duckten wir uns und hatten auch das Glück, daß dieses Gelände von keinem Suchscheinwerfer abgetastet wurde.
Dunkel lag die Straße vor uns. »Okay, packen wir's«, sagte Suko.
Er war wieder fast der alte. Den Schock um Shao schien er inzwischen verdaut zu haben.
Wir huschten geduckt und so rasch wie möglich über die Fahrbahn. An der anderen Seite preßten wir uns mit den Rücken gegen das rauhe Mauerwerk, blieben stehen und warteten ab.
Nichts tat sich.
Man schien uns tatsächlich nicht bemerkt zu haben, denn auch das Tor blieb geschlossen.
Ich nickte Suko zu. »Willst du zuerst?« fragte ich flüsternd.
»Ja.« Mein Freund hatte sich bereits umgedreht und war einen halben Schritt zurückgetreten. Er ließ seinen Blick am Mauerwerk hochgleiten und wiegte den Kopf. »Wird nicht einfach werden.«
»Du bist doch eine halbe Katze. Außerdem unterstütze ich dich.«
Ich hatte bereits meine Hände zusammengelegt, in die Suko seinen rechten Fuß setzte.
Dann stieß er sich ab, wobei er von mir noch den nötigen Schwung bekam.
Der Chinese hatte seine Arme ausgestreckt. Die Finger suchten nach vorstehenden Kanten und Rissen, wo er sich festklammern konnte. Auf

meiner Schulter fanden die Füße noch einmal Halt, dann schaffte er es, wenn er sich sehr streckte, den Mauerrand zu umfassen. Suko besaß kraftvolle Finger. Mit einem Klimmzug zog er sich in die Höhe und lag wenig später auf dem breiten Mauersims.

Einen Arm ließ er dabei herabhängen, um mich greifen zu können.

Auch ich kletterte los und hatte es schwieriger als mein Freund.

Aber ich gab nicht auf, auch wenn ich mir die Haut von den Fingerkuppen schabte.

Schließlich war ich so weit gekommen, daß Suko mein linkes Handgelenk umklammern konnte. Von nun an ging es besser. Bald lag ich keuchend in Sukos unmittelbarer Nähe und konnte in den nicht nur dunklen Innenhof des Klosters schauen.

Hinter dem Eingangstor, wo das Wachhaus lag, brannte eine Lampe. Auf dem Gelände verteilt standen nur sehr wenige Lampen, so daß die Dunkelheit vorherrschte.

»Noch kannst du zurück«, sagte Suko.

»Bin ich denn verrückt.« Ich drehte mich, schaute nach unten und ließ mich fallen.

Auf dem weichen Boden kam ich gut auf und ging sofort in die Hocke, um ein so kleines Ziel wie möglich zu bilden.

Neben mir landete Suko katzengewandt. Er blieb ebenfalls hocken und lauschte wie ich.

Verdächtige Geräusche drangen nicht an unsere Ohren. Selbst dicht hinter dem Tor war es ruhig geworden. Möglicherweise hatten sich die Verantwortlichen zur Beratung zurückgezogen.

»Wo bleibt Mark, verdammt?« fragte ich Suko.

»Ich bin hier.«

Der Unsichtbare hatte neben uns gestanden. Erst jetzt, wo er sprach, waren wir beruhigt.

»Alles klar?« fragte er.

»So einigermaßen.«

»Ich habe mich in der Zwischenzeit hier umgeschaut und auch einen Eingang gefunden, durch den wir direkt in das Kloster gelangen können. Er liegt in einem kleinen Anbau. Wahrscheinlich hatten die Mönche früher dort ein Lager eingerichtet oder etwas Ähnliches.« Mark Baxter stand dicht vor uns. Wir hörten seine Stimme wenigstens aus dieser Richtung.

»Gehen wir hin«, sagte ich.

»Ich führe euch.«

Ich hatte noch eine Frage. »Was ist mit den Wachtposten?«

»Einen habe ich gesehen!« klang Marks Stimme auf. »Er wurde von einem aufmerksamen Hund begleitet. Der witterte mich. Ich würde ihn nicht unterschätzen.«

»Danke für die Warnung. Wo geht es hin?«

Mark lachte leise. »Ihr könnt mich ja nicht sehen. Wir gehen hier weiter und nicht zum Eingang zurück. Ich werde euch hin und wieder Zeichen geben.«

»Darum bitten wir auch.«

Wir hielten uns immer dicht an der Mauer. Dabei bekamen wir einen ersten Eindruck von der Größe des Klosterhofes. Ich mußte zugeben, daß er schon gewaltig war.

Zwar hatte man nichts mehr angelegt, dafür sah ich den dunklen glänzenden Lack der abgestellten Fahrzeuge. Alles große Limousinen einer deutschen und schwedischen Marke.

Die meisten Räume des Klosters lagen im Dunkeln. In einigen von ihnen aber brannte Licht. Zumeist in der ersten Etage, wo die viereckigen, ziemlich großen Fenster wie ausgeschnittene Rechtecke wirkten, die eine breite, dunkle Wand durchlöcherten. Manchmal sahen wir den Umriß eines Menschen.

»Die sitzen da und beraten«, meinte Suko.

»Was sollen sie auch sonst machen?«

»Seid ruhig.« Marks flüsternde Stimme drang aus dem Dunkel.

»Es befindet sich etwas in der Nähe.«

»Und was?«

»Das kann ein Ghoul sein.«

Suko trennte sich von mir. Ob er eine Waffe zog, konnte ich nicht sehen, ich holte meinen Dolch hervor, den ich vor einiger Zeit dem Dämon Baal wieder abgenommen hatte.

Wir hörten Schritte.

Soldaten gehen gleichmäßig. Das Militärische ist ihnen eingedrillt worden. Diese Gestalt, die wir hörten, aber nicht sahen, bewegte sich nicht in dieser Gleichmäßigkeit, sie kam etwas schwankend auf uns zu, und sie strömte einen verräterischen Gestank aus.

Da kam ein Ghoul!

Ich war stehengeblieben und rührte mich nicht vom Fleck, auch wenn ich mir am liebsten die Nase zugehalten hätte. Die Klinge schaute stoßbereit aus meiner Faust.

Dann sah ich ihn.

Es war eine mächtige Gestalt. Größer und breiter als ich, aber man hatte den Ghoul angezogen. Er wirkte wie verkleidet und auf eine gewisse Art und Weise sogar lustig.

Ich sah ihn eher als makaber an. Sogar ein Helm saß auf seinem Kopf, der plötzlich verschwand, als hätte ihn ein Windstoß von seinem breiten Kopf gefegt.

Es war kein Windstoß. Mark Baxter hatte dafür gesorgt und den Ghoul somit abgelenkt.

Genau richtig für mich.

Ich wuchtete meinen Körper vor. Mit ihm auch den Arm und die

Dolchklinge, die sich tief in die Masse wühlte. Der Ghoul, der schon eine menschliche Gestalt angenommen hatte, zuckte zusammen.

Ich riß die Hand sofort wieder zurück und sah den anderen nicht nur torkeln, er begann auch damit, sich allmählich aufzulösen. Zwar war meine Sicht nicht besonders gut, doch aus den Löchern der Ärmel floß bereits die nach Moder und Grab stinkende, sirupartige Flüssigkeit, die in dicken Tropfen und langen Fäden zu Boden klatschte, wo sie sich allmählich verteilte.

Der Ghouls verging lautlos. Er war nicht bewaffnet gewesen, man hatte ihn nur in eine Uniform gesteckt. Ich konnte mir vorstellen, daß es sich hier um eine Testperson gehandelt hatte.

Ghouls als Soldaten und in Uniform!

Man konnte eine Gänsehaut bekommen, wenn man weiter darüber nachdachte. Wenn es den Russen tatsächlich gelungen war, sie zu dressieren und für ihre Zwecke einzusetzen, sah es böse aus.

Ähnlich dachten auch Suko und Mark. Der Unsichtbare bestätigte meine Vermutungen.

Wir schauten zu, wie sich die Lache verteilte und im Erdreich versickerte.

»Hier wird eine gigantische Schweinerei vorbereitet, John«, sagte Suko, und Mark Baxter gab ihm recht.

»In zwei Tagen treffen sich Reagan und Gorbatschow«, fügte er noch hinzu. »Ich weiß ja nicht genau, was sie vorhaben, aber es könnte mit dem Gipfel zusammenhängen.«

»Die Ghouls schalten eure Agenten aus.«

»Dazu wird es nicht mehr kommen. Wir werden sie uns der Reihe nach holen, John.«

»Ich bin dabei.«

Einen letzten Blick warfen wir noch auf die Lache, dann gingen wir weiter. Diesmal gaben wir noch stärker acht. Wo sich ein Ghoul herumtrieb, waren ein zweiter oder dritter bestimmt nicht weit entfernt.

Wir wurden nicht mehr gestört, auch nicht von einem normalen Soldaten, und erreichten unangefochten das Ziel, das bereits von Mark Baxter festgesetzt und erkundet worden war.

Ich hatte an eine normale Tür gedacht, versteckt liegend und sehr schmal. Statt dessen standen wir vor einem im Boden eingelassenen viereckigen Rechteck aus Eisen, das sogar einen Griff besaß.

»Es ist der Eingang zu einem Schacht!« flüsterte Mark. »Die Mönche haben schon immer gern Bier gebraut und getrunken. Über die folgende alte Rutsche transportierten sie die Fässer in den Keller. Den Weg müßten wir nehmen können.«

»Du hast ihn noch nicht ausprobiert – oder?«

»Nein, John, die Zeit blieb mir nicht.«

Während wir sprachen, hatte Suko bereits praktisch gehandelt, den Griff umfaßt und die Klappe hochgezogen.

Er mußte schon Kraft aufwenden und schaffte es ohne Schwierigkeiten.

»Wir können«, sagte er.

»Ich mache den Schluß!« hörten wir Mark flüstern.

Bevor ich in die Hocke ging, hatte ich noch eine Frage an ihn. »Ich weiß, daß deine Unsichtbarkeit begrenzt ist. Wie lange hält sie noch an?«

»Lange genug, wenn wir nicht trödeln.«

»Verstanden, Mark, ich bin schon verschwunden.« Die Schräge war länger, als ich erwartet hatte. Jahrealter Staub bedeckte sie, den ich zu Wolken hochtrieb, als ich in die Tiefe des Kellers glitt, das Ende nicht sofort sah und hart auf den Hosenboden fiel.

Ich drehte mich zur Seite, schimpfte leise und schaute die Strecke wieder hoch, an dessen Ende sich das dort abmalende Rechteck von Sukos Gestalt verdunkelt wurde, der ebenfalls in die Wolken aus Staub hineinglitt.

Von mir ließ er sich Sekunden später hochziehen, dann folgte Mark. Wir merkten es daran, daß er die Klappe noch schloß.

»Okay, ich bin sicher gelandet.«

»Wunderbar«, sagte ich. »Und jetzt?«

»Meiner Ansicht nach könnten wir es riskieren und eine Lampe einschalten.«

Der Ansicht war Suko auch. Er hielt sie bereits in der Hand. Bei einer ersten schnellen Untersuchung des Kellers stellten wir fest, daß wir tatsächlich in einem alten Lagerraum gelandet waren. Auch die Russen hatten ihn noch nicht leergeräumt. Noch immer sahen wir große Bierfässer und auch Kisten, die an den Wänden gestapelt waren.

Suko ließ das Licht auch über den Boden wandern, dessen Staubschicht jungfräulich war. Wir entdeckten keinen einzigen Fußabdruck und waren zufrieden.

Dafür fiel der Lampenstrahl gegen eine Tür, die aus diesem Kellerraum führte.

Mark war schon da. Wir sahen es an den Fußspuren, die er als Unsichtbarer trotz allem hinterließ. Es war schon eine unheimliche Sache, da zuzuschauen.

Die Klinke bewegte sich nach unten. Sie war rostig und knarrte etwas, wie auch die Tür, die plötzlich, wie von Geisterhände geführt, uns entgegenschwang.

»Wenn das keine Einladung ist«, sagte Suko und startete. Ich ging als letzter.

Ghoulgeruch bekam ich nicht in die Nase. Es roch in dem Keller zwar feucht und muffig, aber es war nicht der Gestank der Leichen, der den

Raum durchwehte.

Für mich hatte diese Tatsache zunächst etwas Beruhigendes an sich. Von unsichtbaren Ghouls attackiert zu werden, war auch nicht gerade das Wahre.

Wir fanden uns in einem breiten, aber kurzen Gang wieder. Der Keller war geräumig. Er hielt schon fast den Vergleich mit einem Gewölbe stand. Auch hier lag der von unseren Füßen aufgewirbelte Staub in der Luft. Wir schmeckten ihn auf den Lippen und der Zunge.

Als nächstes suchten wir eine Treppe. Wir drei wollten den Mann zwischen die Finger bekommen, der sich für die Gespenster-Ghouls oder deren Herstellung verantwortlich zeigte. Irgendwo in diesem gewaltigen Bau mußte er stecken. Vielleicht in der Etage, wo das Licht brannte. Wenn wir ihn als Geisel hatten, ging es uns besser.

Und hoffentlich schafften wir es noch in der Zeit der Unsichtbarkeitsphase unseres außergewöhnlichen Partners.

Nach einiger Suche durch alte Gänge und stockfinstere Verliese fanden wir schließlich eine Steintreppe, die in einer Linksbiegung in die Höhe führte.

Auch hier waren die Wände nicht aus Beton, sondern aus schweren Quadern gemauert worden, die eine gewisse Feuchtigkeit angenommen hatten, so daß sich der Staub auf dem Gestein als Schmier hatte festsetzen können. Auch ein idealer Nährboden für allerlei Kriech- und Kleingetier, das hin und wieder aufgeschreckt wurde, wenn der Lichtstrahl wie ein starrer Pfeil über sie hinwegglitt.

Baxter war schon oben. Wieder hinterließen seine Füße Abdrücke auf den Stufen.

Wir folgten ihm. Unter unseren Sohlen knirschte der Dreck. Eine Tür hielt uns auf.

Sie war ausgerechnet verschlossen.

»Bockmist«, hörten wir Mark zischen.

»Keine Panik«, sagte ich. »Geh mal zur Seite.«

Er lachte nur und baute sich zwei Stufen tiefer auf, während ich das Schloß untersuchte und Suko die Lampe hielt.

»Schwierigkeiten, John?«

»Kaum. Hast du dein Besteck dabei?«

Er reichte mir sein »Einbrecherwerkzeug«, das uns zu treuen Händen übergeben worden war. Leider ging das öffnen des Schlosses nicht ohne Geräusche und auch nicht besonders schnell von sich. Ich ärgerte mich selbst darüber, gab nicht auf, werkelte herum und hatte es schließlich geschafft, trotz des festsitzenden Rostes das Schloß zu öffnen.

Als ich das leise Schnacken hörte, war ich happy.

Suko bekam sein Werkzeug wieder zurück. Ich legte schon meine linke Hand gegen die Tür und drückte sie auf.

Das Quietschen gefiel uns allen nicht, war aber nicht zu ändern.
Wir leuchteten nicht mehr, denn auf dieser Ebene hätte uns der Schein zu leicht verraten können.
Diesmal setzte ich als erster meinen Fuß über die Schwelle. Sehen konnte ich nicht viel. Ich spürte nur, daß wir in einer Halle gelandet waren, deren Wände leicht glänzten.
Auch schälten sich Säulen wie langgezogene Schatten aus der grauen Düsternis hervor.
Menschen entdeckte ich nicht.
Suko folgte mir und drängte sich an mir vorbei. »Okay«, hauchte er, »das hätten wir geschafft.«
Mehr aber auch nicht.
Noch in der gleichen Sekunde schien die Welt um uns herum zu explodieren. Wir hörten peitschende Stimmen, Schüsse fielen, wir wurden geblendet, und dann bekamen wir es knüppeldick…

***

Suko und ich waren es gewohnt, praktisch im Bruchteil einer Sekunde zu reagieren. Mein Freund flog nach rechts weg, ich nach links.
So wollten wir untertauchen und auch der Blendung durch die Scheinwerfer entgehen.
Die Schüsse peitschten, das Echo wetterte zwischen den kahlen Wänden. Man zielte nicht auf uns. Dafür hörte ich das Jaulen der Kugeln und hatte Angst, von einem Querschläger erwischt zu werden.
Ich rollte über den Boden, wollte meine Waffe hervorreißen, als ich plötzlich ein Stiefelpaar in meiner Nähe sah. Groß, klobig und auch wuchtig.
Ein böser, schmerzhafter Tritt erwischte mich an der Hüfte und ließ den Schmerz in mir hochschießen. Ich vergaß mein Vorhaben und preßte statt dessen die Hand an die Stelle, wo ich getroffen worden war. Es gelang mir, trotz der Blendung in die Höhe zu schielen.
Ich sah, daß Suko sich aufrichten wollte. Einen Mann hatte er schon durch einen gezielten Schlag von den Beinen geholt, doch zu mehr reichte es nicht.
Der harte Gewehrkolben stieß nach unten wie ein Raubvogel, der eine Maus fangen will.
Zwischen Schulter und Nacken wurde Suko erwischt. Er brach zusammen und blieb auf dem Bauch liegen.
Mit mir gingen die Kerle etwas humaner um. Zwar sah ich auch einen Kolben schräg über mir und weiter entfernt – dicht über der Mündung – ein Gesicht mit mongolischen Zügen, aber der Mann rammte den Kolben nicht nach unten, um mein Gesicht zu zerschmettern, ein anderer war schneller und preßte mir etwas

Rundes, Kaltes gegen die Stirn.

»Stoj!« sagte er nur.

Ich verstand und rührte mich nicht mehr. Wie eingefroren blieb ich auf dem Rücken liegen.

Zunächst geschah nichts. Auch die Russen mußten sich erst beruhigen. Ich hörte Schritte auf dem kalten Marmorboden und konnte zusehen, daß sich die Kerle in einem Halbkreis vor uns aufbauten.

Selbstverständlich mit angeschlagenen und auf uns zielenden Waffen.

Wir befanden uns tatsächlich in einer hohen Halle, von dort ging es zum Treppenhaus. Von der für mich sehr weit entfernten grauen Decke hingen halbkugelförmige Leuchten an Bändern nach unten.

Die Lampen waren mit Halogenleuchten gefüllt, die ein kaltes Licht abgaben.

Weshalb ließ man uns in Ruhe?

Ich hätte mich gern umgeschaut, aber der Waffendruck an meiner rechten Stirnseite ließ um keinen Deut nach. Der Typ hockte neben mir. Er hielt eine Maschinenpistole der Marke Kalaschnikow in den Händen. Sein säuerlicher Schweißgeruch nervte meinen Geruchssinn.

Wenn ich nach links schielte, konnte ich auch einen Teil der breiten Treppe sehen.

Das Licht fiel auf die Steinstufen und gab ihnen einen kalten Glanz. Genau aus dieser Richtung hörte ich plötzlich die Schritte.

Man erkennt oft am Klang der Tritte, wer sich einem nähert. Diese Person, die dort ankam, gehörte zu denen, die etwas zu sagen hatten. So hart und selbstsicher trat sie auf.

Von Mark Baxter sah ich nichts. Er hatte seine Phase sehr gut ausgenutzt, und deshalb war ich auch nicht ohne Hoffnung.

Der Mann erschien. Seine Tritte klangen jetzt auf dem Boden der Halle und warfen auch Echos. Um eine Säule ging er herum und geriet so in mein Blickfeld.

Ich hatte ihn noch nie gesehen. Er war ziemlich klein, dafür stämmig und hatte ein breitflächiges Gesicht, das einen mongolischen Einschlag besaß. Im Licht der Lampen wirkte seine Haut so gelb wie kaltes Rinderfett. Das Kinn war breit, es kam mir vor wie ein zuvor schleimiger, jetzt erstarrter Klumpen.

Die Hände sah ich nicht, weil er seine Arme auf dem Rücken verschränkt hielt. Die Beine seiner grauen Hose verschwanden in den Schäften seiner hohen Stiefel, und als er auf Suko und mich herabschaute, verzog sich sein dünner Mund zu einem Halbmond.

Ich konzentrierte mich auf den Ghoul-Gestank, aber auch hier nahm ich ihn nicht wahr.

Die Ghouls und die Soldaten schienen tatsächlich zwei verschiedene Paar Schuhe zu sein, obwohl sie irgendwie zusammengehörten.

Der Blick des Mannes wechselte zu Suko. Für einen Moment bewegten sich seine Augenlider zuckend. Wahrscheinlich war er überrascht, einen Asiaten vor sich zu sehen. Schließlich ging er einen kleinen Schritt nach rechts, um zwischen uns beiden breitbeinig stehenzubleiben.

»Wer sind Sie?« fragte er. Sein Englisch war so, daß man es verstehen konnte.

»Und wer sind Sie?« fragte ich.

Für diese Antwort kassierte ich einen Stoß mit der Hacke gegen mein rechtes Schienbein. Ich preßte die Lippen hart zusammen, man sollte mir den Schmerz nicht ansehen, den ich fühlte.

»Die Fragen stelle ich«, erklärte der Schlitzäugige. »Also, wer sind Sie?«

»Reporter.«

»Von welcher Zeitung?«

»Daily Mirror.«

»Also aus England.« Er war informiert. »Und was haben Sie hier zu suchen gehabt?«

»Wir wollten ein Kloster besichtigen.«

Um die Mundwinkel des Mannes zuckte es. Ich rechnete wieder mit einem Treffer, irrte mich zum Glück.

Er fragte weiter. »Sie sind mit dem Wagen gekommen, der vor unsere Klostermauer fuhr und verbrannte?«

»Nein!«

Der Mongole überlegte. »Wie kamen Sie dann auf dieses Gebiet?«

Ich antwortete wahrheitsgemäß. »Wir kletterten über die Mauer. Es war sehr einfach.«

Jetzt begann er zu grinsen. »Ja, das haben wir sehen können. Die elektronische Überwachung funktioniert gut bei uns. Auch im Dunkeln. Es war interessant, Ihren Weg zu verfolgen, Sie haben ja genügend Spuren hinterlassen und sogar einen meiner Soldaten auf russischem Hoheitsgebiet getötet.«

Daß er den Ghoul meinte, war klar. Mir gefiel nur sein Ton nicht, und auch die letzten Wort hatten mich stutzig gemacht.

»Sie wissen, was das bedeutet?«

»Nein.«

»Das ich mit Ihnen machen kann, was ich will. Sie sind bei uns eingedrungen. Hausfriedensbruch nennt man so etwas. Ich will es schärfer formulieren. Verrat und Spionage. Da ich hier die Hoheitsgewalt habe, werde ich mir die entsprechende Strafe vorbehalten. Sehr human wird sie nicht sein, das kann ich Ihnen versprechen.«

Ich hatte auch nichts anderes erwartet, hütete mich aber, ihm dies ins Gesicht zu sagen. Mit meinen Auskünften war er auch nicht

zufrieden. Abermals stellte er die Frage nach unserer Herkunft.
»Wer sind Sie wirklich?«
»Reporter!«
Der Mongole verengte seine Augen noch mehr. Dann nickte er, gab erst den Befehl in Englisch, dann in seiner Heimatsprache.
»Führt sie ab und stellt sie an die Wand!«
In die Wärter geriet Bewegung. Sie bückten sich. Harte Fäuste umklammerten Suko und mich wie Zangen. Waffenmündungen waren auf uns gerichtet. Sie sahen ebenso kalt aus wie die Augen der Männer, die diese Waffen in den Händen hielten.
Sehr sicher standen wir beide nicht auf den Beinen. Suko hatte mehr unter den Schlägen zu leiden als ich. Er sah aus, als würde er jeden Augenblick nach vorn kippen. Manchmal schwankte er auch, dann mußte er festgehalten werden.
Hoffentlich schauspielerte er noch dabei.
Ich dachte über die letzten Worte des Mongolen nach. Sie hatten mir Angst eingejagt. Wir sollten abgeführt und gegen eine Wand gestellt werden. So etwas tat man mit Leuten, die erschossen werden sollten. Wahrscheinlich drohte uns das gleiche Schicksal.
Hintereinander gingen wir her. Zwischen Suko und mir befanden sich noch zwei breitschultrige Soldaten, deren Rücken mir einen Blick auf meinen Partner verwehrten.
Auch ich spürte hin und wieder die Waffenmündungen in meinem Kreuz, dachte aber darüber nicht nach, sondern schaute mich so um, daß es niemand bemerkte.
Ich suchte nach Mark Baxter!
Sehen konnte ich ihn ja nicht, aber wenigstens hätte er mir ein Zeichen geben können, falls er sich in der Nähe befand. Vielleicht war er auch noch auf der Kellertreppe. Ich hatte nicht mitbekommen, ob er uns nun gefolgt war oder nicht.
Wir schritten quer durch die Halle. Unsere Sohlen hämmerten auf dem glatten Gestein, so daß die Laute als Echos durch die Halle geisterten, wenn sie von den kahlen Wänden zurückgeworfen wurden.
Wir wurden nicht die Treppe hochgeführt. Dafür in einen Seitentrakt des alten Klosters, der von diesem Flur ausging. Ein kahler Rundbogengang schluckte uns.
Die Beleuchtung war auch hier grell und kalt. Ich erkannte in unregelmäßigen Abständen hellere Flecken an den Wänden. Früher hatten hier einmal Bilder gehangen. Wahrscheinlich hatten die Russen alles, was an die Mönche erinnerte, herausgenommen.
Der Mongole selbst hatte die Führung übernommen. Er besaß den Gang eines Offiziers. Man konnte ihn schon als Stechschritt bezeichnen.
Mit Unterstützung des Fußes trat er schließlich auf der rechten Seite

eine große Tür auf. Ich hatte den dumpfen Laut, genau vernommen, als er gegen die Tür hämmerte. Sie schwang nach innen und blieb auch offen stehen, so daß wir hindurchgehen konnten.

Auch in diesem Raum brannte Licht. Die Leuchtstoffröhren unter der Decke sahen aus wie drei liegende Achten. Sie kamen mir vor wie das Unendlichkeitssymbol.

Ein Zeichen?

Suko stieß man als ersten vor, und er torkelte auf die graue, völlig leere Wand zu, an der linken Seite des Raumes. Mit an den Körper gepreßten Armen und dicht zusammengestellten Füßen mußte er dort die Haltung eines Todeskandidaten einnehmen.

Auch ich wurde dorthin gestoßen. Beim Näherkommen sah ich, daß die Wand nicht einfarbig war. Von oben nach unten liefen lange Flecken entlang, die eine bräunliche Farbe aufwiesen.

So sah getrocknetes Blut aus. Vor dieser Wand schienen schon mehrere Menschen erschossen worden zu sein. Mir rann es eiskalt den Rücken hinab, mit dem ich mich gegen die Wand lehnen mußte.

Suko stand etwa einen Yard von mir entfernt.

Sechs Bewacher zählte ich. Ohne den Mongolen. Die sechs Soldaten hatten sich aufgeteilt. Sie standen in zwei Dreiergruppen soweit voneinander entfernt, daß eine große Lücke zwischen ihnen klaffte, die ungefähr die Breite des Holzschreibtisches besaß, dem einzigen Möbelstück innerhalb dieses makabren Todesraums.

Hinter dem Schreibtisch stand der Mongole. Diesmal hatte er seine Hände auf die Platte gestützt. Wieder starrte er uns aus seinen kalten, gefühllosen Augen an.

»Wollen Sie mir noch immer nicht die Wahrheit sagen?« fragte er mit scharfer Stimme.

»Das habe ich!«

Er nickte mir zu und sprach gleichzeitig seine Leute an. Ich konnte nichts verstehen, aber die Soldaten handelten sofort. Suko und ich wurden von zwei von ihnen durchsucht, während die anderen ihre Waffen auf uns gerichtet hielten.

Es hatte keinen Sinn, sich zu wehren. Die Soldaten hätten auch geschossen, wenn wir ihre Kameraden als Geiseln genommen hätten.

Die Männer besaßen im Durchsuchen von Personen Routine. Es dauerte nicht sehr lange, da hatten sie alles, was wir bei uns trugen, auf dem Schreibtisch ausgebreitet.

Sukos Dinge lagen auf der linken Seite, meine auf der rechten. Die Soldaten nahmen wieder ihre Plätze ein, und jetzt folgte die große Schau des Mongolen.

Mir hatten sie bis auf das Kreuz alles weggenommen. Es war durch meine Kleidung gedeckt. Vielleicht hatten sie es ertastet, es aber wohl als harmlos eingestuft.

Der Mongole ließ sich Zeit. Für die Waffen interessierte er sich nicht, dafür um so mehr für die Ausweise. Außer unseren Presseausweisen hatten die Soldaten noch die normalen Dienstausweise gefunden…

Der Russe erlaubte sich ein Lächeln und nickte dazu.

Ich hatte Zeit, einen Blick auf Suko zu werfen. Was mein Partner und Freund dachte, war von seinem Gesicht nicht abzulesen. Es war ebenso starr wie die Wand.

»Ja«, sagte der Mongole. »Ich wundere mich, daß es noch immer Helden gibt, die nicht die Wahrheit sagen können. Hatten Sie mir nicht nach mehrmaligem Fragen gesagt, daß Sie als Reporter beschäftigt sind?« Er lachte knarrend. »So eine Lüge kann doch nicht bestehen bleiben. Scotland Yard, sieh an. Ich gebe zu, ich habe mich geirrt. Ich hielt sie für Agenten vom Secret Service. Aber Scotland Yard kommt auch hin. Ich frage mich nur, was Sie hier zu suchen hatten?«

Von mir bekam er keine Antwort.

»Sie wollen nicht reden?«

»Hätte es einen Sinn?« fragte ich.

Der Mongole dachte einen Moment nach. »Wahrscheinlich nicht. Sterben werden Sie so oder so. Es kommt nur darauf an, wie. Sind Sie geständig, ist alles mit einem Kopfschuß erledigt. Sagen Sie aber nichts, werden Sie langsam sterben… Überlegen Sie es sich.«

Ich holte tief Luft. Auf meinem Gesicht lag der kalte Schweiß. Wo mich die Tritte erwischt hatten, schmerzte mein Körper. »Wissen Sie, was Sie sind?«

»Sie brauchen es mir nicht zu sagen«, erklärte er lässig und strich über sein glatt gekämmtes dunkles Haar.

»Ich kenne Ihre angeblich humane Einstellung. Sonst noch etwas?«

»Ja.«

»Haben Sie sich zum Reden entschlossen?«

»Ich hätte noch eine Frage.«

»Die letzte.«

»Sicher, Mr. Unbekannt. Es geht um die Ghouls. In welchem Verhältnis stehen diese verfluchten Wesen zu Ihnen und diesen Leuten hier? Sagen Sie es, legen Sie die Karten auf den Tisch.«

Sein Gesicht blieb ausdruckslos. »Ghouls«, wiederholte er und begann zu lachen. »Ja, es gibt sie, und ich will Ihnen ehrlich sagen, daß sie unsere neue Geheimwaffe sind. Die Geheimwaffe Ghoul. Man hat vieles versucht und ausprobiert, aber auf diese Idee ist noch keiner außer mir gekommen. Sie werden zum richtigen Zeitpunkt an der richtigen Stelle sein, Sinclair. Verlassen Sie sich darauf.«

»Vielleicht in zwei Tagen?« fragte ich.

»Möglich.«

Dieser Mann war nicht nur eiskalt, auchaalglatt. Er ließ sich nicht in

die Karten schauen.

Nur seine Augen bewegten sich, sein Kopf nicht. Diese Gestik reichte aus, um zwei Wachen reagieren zu lassen. Die Soldaten traten mit stoisch wirkenden Gesichtern zur Seite, legten aber weiter auf uns an. Wie sie das taten, ließ darauf schließen, daß wir es bei ihnen mit Scharfschützen zu tun hatten.

Die anderen Männer schritten in Richtung Tür. »Wie gesagt«, meinte der Mongole. »Sie haben nicht geredet. Ihr Pech, und das Meer soll hier sehr tief sein.«

Er drehte sich um und ging zur Tür. Jemand öffnete sie ihm. Dann stoppte er plötzlich, als wäre ihm noch etwas eingefallen, drehte sich auch, verließ aber dann den Raum.

Die Männer folgten ihm. Als der letzte die Tür zuknallte, hörte es sich an wie ein Schuß.

Zurück blieben vier Männer.

Die beiden Soldaten und wir.

Ich schaute Suko an, der den Mund verzog und die Schulter hob.

Das gefiel den beiden Scharfschützen nicht. Sie brüllten ihn an.

Was sie sagten, verstanden wir nicht, aber Suko blieb auf der Stelle stehen und rührte sich nicht mehr.

Die Männer hoben ihre Schnellfeuergewehre. Sie legten sehr langsam an und zielten über Kimme und Korn.

Über meinen Rücken rannen die Schweißtropfen in langen Bahnen. Die Mündungen der Waffen kamen mir plötzlich verdammt groß vor. Meine Beine fingen an zu zittern, ich wunderte mich darüber, daß ich mich noch auf den Füßen halten konnte.

Verdammt, wo blieb Mark Baxter?

»Ich glaube, es ist das Ende, John«, sagte Suko leise. »Wir haben zusammen gegen die Hölle gekämpft und werden auch gemeinsam sterben. Mach's gut, alter Junge. Asmodis wird sich freuen.«

»Kann sein.«

Ich wollte nicht mehr in die Mündung schauen und schielte zur Seite. Der Schreibtisch geriet in mein Blickfeld und auch unsere persönlichen Sachen, die auf ihm lagen.

Alles war noch da, nur meine Beretta sah ich nicht mehr. Hatte der Mongole sie mitgenommen?

Da peitschte der Schuß.

Und noch einer!

***

Ich wartete auf den Einschlag der Kugel, auf den bohrenden Schmerz im Oberschenkel, das Zucken der Muskeln, vielleicht auch das Blut, das fließen würde.

Nichts davon trat ein.

Dafür bewegten sich die beiden Scharfschützen. Sie erinnerten mich plötzlich an Puppen, so wie sie mich anstarrten und Suko ebenfalls, den auch kein Treffer erwischt hatte.

Puppen mit bleichen, blassen Gesichtern unter den Helmen, die eine Besonderheit aufwiesen.

Das Loch zwischen den Augen!

Sie hatten den Todesschuß bekommen!

Und der riß sie von den Beinen, hatte ihre Reflexe zerstört. Wir hörten den Fall, als sie gemeinsam zu Boden krachten und dabei übereinander fielen.

Ich schloß für einen Moment die Augen und atmete tief ein.

Gleichzeitig wußte ich, wer uns gerettet hatte.

Mark Baxter, der Unsichtbare!

Und ich dachte auch über die Todesschüsse nach, über die man diskutieren konnte, die aber in gewissen Situationen, wie bei einer Geiselnahme oder bei uns, einfach eingesetzt werden mußten. Da gab es auch eine rechtliche Grundlage. Hätte Baxter woanders hingezielt, wären wir wahrscheinlich verloren gewesen. So mußten mit einem Treffer die Reflexe der Mörder ausgeschaltet werden.

Als ich wieder die Augen öffnete, hörte ich die Stimme des CIA-Agenten. »Okay, Leute, ihr habt es überstanden.«

Ja, verdammt, das hatten wir. Aber ich konnte mich nicht einmal darüber freuen. Zu sehr steckten mir noch der Schock und die Todesfurcht in den Knochen.

Ich hatte das Gefühl, vor einem brodelnden Vulkan zu stehen. Der Boden kreiste, warf gleichzeitig Wellen, und in meinen Ohren hörte ich ein lautes Rauschen.

Wenn ich mich jetzt nicht irgendwo festhalten konnte, würde ich glatt zu Boden fallen.

Der Schreibtisch stach mir als Haltepunkt ins Auge. Ich schlich auf ihn zu. Das Zittern in meinen Beinen blieb, und auch das Gefühl der Angst war noch nicht gewichen. Der Schock hatte mich eben zu tief getroffen. Schließlich hatte ich gespürt, was es heißt, Todesangst zu empfinden. Darüber kann man nicht einfach hinweggehen.

Beide Hände stützte ich auf den Schreibtisch. Ich atmete tief durch, hörte auch, daß sich Suko und der unsichtbare Agent unterhielten, aber das war mir egal.

Allmählich kam ich wieder zu mir. In den letzten Minuten war mir wieder einmal bewußt geworden, daß ich nicht zu den Supermännern gehörte. Vor mir lagen die Waffen, die man uns abgenommen hatte. Und wie aus dem Nichts erschien meine Beretta wieder. Da wußte ich, daß Mark Baxter in der Nähe stand.

»Danke«, sagte ich leise.

»Hör auf«, erwiderte er, »es ist knapp genug gewesen. Fast hätte mich

der Typ noch bemerkt.«
»Wer war der Mongole? Kennst du ihn?«
Auch Suko kam näher, um die Antwort mitzubekommen. Selbst mein Freund sah gestreßt aus.
»Und ob ich ihn kenne. Dieser Mongole hat in gewissen Kreisen einen verdammt miesen Ruf. Sein Name ist Topol.«
»Nie gehört!« Ich war ehrlich.
Der Unsichtbare lachte. »Kann ich mir vorstellen. Topol gehört auch einer anderen Szene an. Er ist kein Dämon…«
»Das glaube ich gern. Dennoch muß er irgend etwas damit zu tun haben. Vielleicht hat ihn eine schwarzmagische Kraft beeinflußt.«
»Sicher«, erklang die Antwort. »Bei Topol ist alles möglich. Dieser Mann ist ein Sadist. Ein Folterknecht beim KGB. Im Kreml, falls man ihn überhaupt dort einläßt, gehört er zu den Superfalken. Wahrscheinlich hätten sie ihn schon längst abgeschafft, doch es heißt, daß der mächtige Freunde besitzt, die sämtliche Äras überlebt haben. Uns ist bekannt, daß er im Ausland agiert. Man hat ihn abgeschoben. Ich wundere mich nur, daß man seine Aktivitäten zuläßt, wo auch in der UdSSR der Wegweiser in Richtung Abrüstung und Entspannung weist.«
Das war auch für mich ein Problem, über das ich schon hier nachdachte. Es formte sich auch eine Theorie in meinem Gehirn zusammen, während ich, ebenso wie Suko, die Waffen wieder an mich nahm und auch die Dokumente einsteckte.
»Vielleicht weiß die Rechte nicht, was die Linke tut«, sprach ich in Marks Richtung.
Suko bemerkte. »Du meinst, daß Topol eine eigene Suppe kocht?«
»So ist es.«
»Das kann gut sein«, meldete sich Mark. »Zuzutrauen ist es ihm auf jeden Fall. Seine Landsleute haben es sich nicht leisten können, ihn zu liquidieren, eben wegen der Freunde. Da schob man ihn einfach ab. So etwas nimmt ein Henker und Verbrecher wie Topol nicht hin. Er wird sich irgendwie rächen und auf sich aufmerksam machen wollen. Das kann er nur, wenn er zu außergewöhnlichen Mitteln greift.«
Ich hob die Schultern. »Wie dem auch sei, dieser Raum hier macht mich nicht gerade an. Wir sollten ihn so schnell wie möglich verlassen. Außerdem wird Topol sicherlich unsere Leichen abholen lassen wollen. Bis das geschieht, müssen wir verschwunden sein.«
»Dann beginnt die Jagd«, sagte Suko.
Ich war wieder optimistisch gestimmt. »Vielleicht gelingt es uns, Topol schon vorher zu stellen.«
»Seine Ghouls werden ihn abschirmen«, meinte Suko.
»Da schlagen wir uns durch.«
»Vergeßt die Gewehre nicht«, erinnerte uns Mark Baxter. »Wer weiß,

möglicherweise können wir sie noch brauchen.«

»Davon war auch ich überzeugt.«

Suko hatte sich bereits gebückt und eines dieser Schnellfeuergewehre aufgehoben. Es war eine Präzisionswaffe, die er in der Hand wog. Ich holte mir das andere Gewehr. Die Funktion war leicht zu begreifen, auch wenn es sich um ein russisches Modell handelte.

»Können wir?« fragte Mark. Seine Stimme war nahe der Tür aufgeklungen.

»Sicher.«

»Ich werde als erster gehen.« Er lachte leise. »Mich können sie ja zum Glück nicht sehen.«

Wieder war es faszinierend zu sehen, wie sich die Tür wie von Geisterhänden bewegt öffnete. Suko und ich warteten einige Sekunden, und als wir von Mark nichts hörten, schoben auch wir uns über die Schwelle in den leeren Gang.

Hier atmete ich zum erstenmal tief durch und kam auch dazu, mir den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Keiner von uns kannte das Kloster genauer. Wir waren auf unser Glück und den Zufall angewiesen, wenn wir die Ghouls finden wollten. Etwas ratlos standen wir herum.

Stimmen hörten wir nicht. Die Soldaten schienen sich in ihre Zimmer zurückgezogen zu haben. Vielleicht standen sie auch irgendwo Wache. Meine besorgten Blicke hatten der Decke gegolten, doch dort sah ich zum Glück keine elektronischen Augen, die das Klosterinnere überwachten. Diese Anlage war nur außerhalb installiert worden.

»Geheimwaffe Ghoul«, meinte Suko. »Wo mag sie stecken?«

»Wo würdest du so etwas aufbewahren?«

»In einem Keller.«

»Sehr richtig.«

»Aber den haben wir durchsucht.«

Mark hatte unsere Unterhaltung mit angehört. »Ich bin fest davon überzeugt, daß wir nur einen Teil des Kellers untersucht haben. Dieses Kloster ist verdammt groß. Es besitzt auch einen entsprechenden Grundriß, und meiner Ansicht nach ist es voll unterkellert. Wir sollten tatsächlich einen anderen Weg suchen.«

»Kannst du das übernehmen?« fragte Suko. »Dich sieht man nicht. Wenn du etwas gefunden hast, kannst du zurückkehren und uns Bescheid geben. Ich wundere mich nur darüber, daß wir keinen Ghoul riechen. Die können sich einfach nicht verbergen. Der Leichengeruch verrät sie immer. Das war so, das wird immer so bleiben.«

»Das wäre eine Möglichkeit. Ich…«

Mark redete nicht mehr weiter, denn wir hörten Schritte. Sie klangen aus dem Treppenhaus, und es war zu erkennen, daß sich mindestens zwei Soldaten auf den Gang zubewegten.

Wo gab es Deckung?

Nur in dem Raum hinter uns, aus dem wir vorhin erst gekommen waren. Also huschten wir wieder zurück.

Rechts und links der Tür bauten wir uns auf. Wir standen im toten Winkel und würden den Ankömmlingen eine perfekte Überraschung bereiten. Mark Baxter war nicht mitgekommen. Er konnte sich draußen im Gang aufhalten, ohne gesehen zu werden.

Er griff auch nicht ein. Die Tür wurde aufgestoßen. Zwei Soldaten wollten unsere Leichen abholen. Sie blieben plötzlich stehen, als wären sie vor eine Wand gelaufen. Bevor sie noch reagieren und irgendwelche Warnschreie ausstoßen konnten, griff Mark Baxter ein.

Er hämmerte den Männern seine Fäuste gegen den Rücken. Diese Stöße konnten sie nicht mehr ausgleichen. Beide Soldaten taumelten in den Raum, hielten sich aber auf den Beinen und drehten sich um, wobei sie in die Mündungen der Gewehre schauten, die auf sie zeigten.

Ihre Gesichter erbleichten.

Sie schauten auf ihre toten Kameraden und bekamen plötzlich Nervenflattern. Mark Baxter griff nicht ein. Er wollte nicht, daß man auch nur etwas von seiner Existenz ahnte.

Suko drückte die Tür zu. Ob Mark im Raum war oder draußen stand, wußten wir nicht. Außerdem interessierten uns allein die beiden noch immer überraschten Soldaten.

Suko entwaffnete sie mit geschickten Griffen und entnahm den Maschinenpistolen die Magazine.

»Wo steckt Topol?« fragte ich.

Die Männer – sie waren höchstens 25 – schüttelten die Köpfe. Verstanden sie mich nicht?

Ich sprach einige Brocken russisch und wiederholte die Frage in ihrer Heimatsprache.

Da bekam ich die Antwort. »Im Büro.«

»Okay, wo liegt es?«

»Unten.«

»Was heißt das?«

»In der Zentrale.«

Ich schaute die beiden Soldaten mit harten Blicken an. »Befindet sich die Zentrale in einem Keller?«

»Ja, Keller, Keller…«, wiederholte er. Diesmal sprach er sogar Englisch.

»Wie kommen wir hin?«

»Bewacht…«

»Dann führe uns!«

Der Soldat bekam große Augen.

Angst stahl sich in seinen Blick, doch als er mir ins Gesicht sah,

schlug er seine Augen nieder und nickte. Suko kümmerte sich derweil um den zweiten. Der hatte bemerkt, wie nahe ihm der Inspektor schon war.

Suko riß ihm den Helm vom Kopf und schlug zu. Es war ein wohldosierter Schlag gewesen, und der Soldat legte sich schlafen. Für die nächste Stunde würde er uns nicht stören.

»Und du kommst mit!« befahl ich dem anderen, wobei ich mit der Hand winkte.

Er verstand die Geste und stand auf. Wahrscheinlich spürte er das gleiche Puddinggefühl in den Knien, wie ich es gehabt hatte, als ich in die Mündungen der Gewehre schauen mußte. Sollte er nur. »Und noch etwas«, sagte ich scharf aber leise. »Wenn du versuchst, irgendwelche Dummheiten zu machen, ergeht es dir schlecht. Wir schießen sofort, das müssen wir einfach tun, im Interesse unserer Sicherheit und der einiger anderer. Klar?«

Er nickte. Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht. Es war mir auch egal. Hauptsache, wir kamen dorthin, wo sich Topol aufhielt. Dieser Mann mußte gestoppt werden.

Er führte uns nicht mehr zurück in das Treppenhaus, wir schritten den Gang durch, und auch die Haltung des Soldaten änderte sich nach einigen Schritten.

Der Mann hatte die Überraschung verdaut, er fühlte sich jetzt sicherer. Das war auch Suko aufgefallen. Sehr schnell hatte er ihn erreicht und berührte seinen Nacken mit der Mündung.

»Keinen Ärger.«

Vielleicht hatte der Soldat die Worte nicht verstanden, der Waffendruck aber mußte ausgereicht haben.

Erst jetzt stellten wir fest, daß sich am Gangende eine graue Fahrstuhltür befand. Sie war nur zu erkennen, wenn man dicht davor stand. Die Knopfleiste lag links von ihr.

Suko holte den Lift hoch.

Er war noch nicht da, als wir ihn bereits rumpeln hörten. Das war sicherlich kein normaler Lift, eher ein Lastenaufzug, dessen Türhälften sich automatisch öffneten und ich meine Vermutung bestätigt bekam. Ein breiter, rechteckiger Kasten, dessen Boden mit Metall beschlagen war, nahm uns auf. Ich spürte an meiner Schulter einen Hauch, auch die leichte Berührung und wußte, daß Mark ebenfalls die Kabine betreten hatte.

Der Soldat lehnte an der Wand. Er starrte uns mit offenem Mund und aus weit geöffneten Augen an. Schweiß bedeckte sein Gesicht.

Die Tropfen rannen auch am Hals entlang und wurden vom Uniformhemd aufgesaugt.

Weshalb diese Veränderung? Was war mit ihm los? Im Gang hatte er sich noch sehr sicher gezeigt.

»Gibt es Probleme?« fragte ich ihn.
Er mußte mich verstanden haben und schüttelte den Kopf. Daß er log, war mir klar.
»John!« meldete sich Suko. »Hier stinkt es nach Ghoul. Riechst du das nicht?«
Bisher hatte ich nur auf den Russen geachtet. Jetzt, wo Suko davon sprach, nahm ich den Geruch auch wahr. Zwar nur sehr schwach, aber immerhin. »Die scheinen auch mit dem Lift gefahren zu sein!«
»Möglich.«
Ich wandte mich wieder an den Soldaten. »Wo müssen wir hin?«
Er deutete nach unten.
Neben der Tür befand sich die Metalleiste. Sie suchte ich ab und preßte meine Finger auf den untersten Knopf. Dabei ließ ich den Soldaten nicht aus den Augen.
Er hatte meinen leicht fragenden Blick verstanden und nickte mir zu. Es war also richtig. Nur hatte sich der ängstliche Ausdruck auf seinem Gesicht nicht verändert. Nach wie vor starrte er uns an, als wären wir seine Henker.
Der Lift setzte sich mit einer gewissen Verzögerung in Bewegung.
Erst ruckte er an, dann fuhr er los. Wie viele Lastenaufzüge, so rappelte auch er während der Fahrt in die tieferen Gewölbe. Mit jedem Meter, den wir zurücklegten, wuchs meine Spannung. Was uns erwartete, wußte keiner von uns, es konnte aber die Hölle sein. Topol gehörte zu den Typen, die sie entfachen konnten.
Mich wunderte es, wie langsam der Aufzug fuhr. Vielleicht kam mir die Zeit auch nur so lang vor. Jede Fahrt hat einmal ein Ende.
Auch unsere.
Wir stoppten nicht sofort. Erst ruckte die Kabine noch, bevor sie stillstand.
Ich wollte nicht als erster aussteigen und dem Soldaten den Vortritt lassen. Mit der Waffe winkte ich ihm kurz zu. Er verstand, löste sich von der Wand und ging zur Tür.
»John, die öffnet sich diesmal nicht automatisch«, sagte Suko leise.
Ich hielt den Russen zurück und ging selbst hin. Mit beiden Ellenbogen drückte ich gegen das matt glänzende Metall. Es bewegte sich nicht. Die Tür war starr verankert.
»Das riecht nach einer verdammten Falle«, sagte der Inspektor.
»Das riecht nicht nur, das ist eine.« Ich ging wieder zurück und baute mich vor dem Soldaten auf. »Was ist los?« fuhr ich ihn an und erntete als Antwort nur ein Schulterzucken.
»Leg mich nicht rein. Ich weiß, du kennst dich aus. Was also ist geschehen?«
»Nichts.«
»Wieso läßt sich die Tür nicht…?«

Ich sprach das letzte Wort nicht mehr aus. Dafür drang ein überraschter Schrei über meine Lippen, denn plötzlich fehlte der Boden unter meinen Füßen.

Ebenfalls bei Suko und auch bei dem Russen. Gemeinsam segelten wir in die Tiefe. Von Mark sah ich nichts, rechnete aber damit, daß auch er sich nicht hatte halten können.

Was um uns herum geschah, sahen wir nicht. Alles ging einfach zu schnell, bis zum Aufprall…

***

Suko und ich waren solche und ähnliche Reisen zwar nicht gerade gewöhnt, aber uns hatte man nicht zum erstenmal auf diese Art und Weise überrascht. Deshalb beherrschten wir auch die Tricks und Gesetze. Wir reagierten automatisch und sorgten dafür, daß wir während des Falls die Beine streckten, so daß wir mit den Füßen zuerst aufkommen würden.

Das geschah auch.

Es war leider keine weiche Unterlage, die uns abfing, sondern ein harter Boden. Ich schlug nach vorn und rollte mich geschickt über die Schulter ab.

Suko hatte es mir nachgetan, nur der mit uns gefallene Soldat stöhnte auf. Er lag auf dem Rücken, hatte das linke Bein angezogen und hielt sich seinen Fußknöchel.

Neben mir hörte ich eine flüsternde Stimme. »Keine Sorge, John, ich bin gut aufgekommen.«

»Okay, Mark und jetzt?«

»Schaue ich mich um. Wir hören noch voneinander.«

Wo wir gelandet waren, war schlecht zu erkennen. Von irgendwoher sickerte uns ein grau wirkendes Licht entgegen, so daß ich gerade noch Suko und den Russen erkennen konnte.

Aber auch die Unterlage. Zwar war sie glatt und hart, dennoch besaß sie eine Gitterform. Die einzelnen Rechtecke waren von ihren Ausmaßen her so groß, daß ich meine Hand hindurchstecken konnte. Ich fühlte nach und stieß den Arm hinterher. Widerstand fand ich unter dem Gitter nicht. Meine Finger bewegten sich im Leeren.

»Wo sind wir hier?« Suko hatte den Russen gefragt. Er kniete neben ihm. Die Gewehrmündung zeigte auf die Brust des Mannes.

»Keller…«

»Das weiß ich selbst. Es war eine Falle mit dem Aufzug. Und du hast es gewußt!«

»Ja…«

Suko schaute mich an. »Was machen wir mit ihm? Ist der so borniert, daß er nicht…«

»Laß ihn«, sagte ich und zog schnüffelnd die Nase hoch. »Verdammt,

hier stinkt es nach Ghoul…«

Und wie es roch. Von einem Moment zum anderen war dieser Geruch spürbar. Wir konnten auch feststellen, daß er aus der Tiefe zu uns hochquoll und seinen Weg durch die rechteckigen Gitteröffnungen fand. Das war kein einfacher Ghoul-Gestank, wie wir ihn im Freien wahrgenommen hatten, es war ein konzentrierter Geruch, als befänden sich die widerlichen Wesen in unmittelbarer Nähe.

Aber wir sahen sie nicht.

»Das sind Ghoul-Gespenster«, hörte ich Sukos Stimme. »Ich glaube, jetzt wird es gefährlich.«

Ich gab keine Antwort und versuchte, durch die Gitteröffnungen zu schauen, um in der Tiefe etwas erkennen zu können. Da mußten sich diese dämonischen Wesen versammelt hatten.

»Ich kann mir nicht helfen«, sagte Suko, »aber ich werde den Eindruck nicht los, daß wir zwischen Decke und Boden sitzen.«

Ich nickte und fragte den Russen: »Stimmt das?«

Er hob nur die Schultern. Wahrscheinlich wollte er mich auch nicht verstehen.

Unwillkürlich schaute ich in die Höhe, und genau in diesem Moment wurde alles anders.

Jemand hatte das Licht eingeschaltet!

***

Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, in einen Kamin zu schauen. Es war kein Kamin, sondern die Bodenöffnung des Fahrstuhls, die genau über uns hing.

Das Licht konnte ich farblich schlecht einordnen. Es war nicht hell, auch nicht dunkel. Wirklich grau, denn die von der Decke herabstrahlenden Lampen besaßen Filter, so daß wir auch von keiner Helligkeit geblendet wurden. Es stimmte tatsächlich, daß wir auf einem Gitter lagen. Jetzt konnten wir auch erkennen, was sich darunter befand.

Ein gewaltiger Bottich, über den dichte Schleier zogen, so daß sie aussahen wie Gespenster.

Ghoul-Gespenster…

Sie sahen aus wie Nebel, und sie hingen mit ihren Enden an der Oberfläche dieser schleimigen und sirupartigen Flüssigkeit fest, die eine gelbliche Farbe besaß. Innerhalb des großen Bottichs wallte und bewegte es sich, als wären Kräfte dabei, das ganze Zeug von unten her hochzukochen.

Das Gitter, auf dem wir lagen, wurde von vier eisernen Stützpfosten getragen. Ich sah zwei eiserne Laufstege, die wie starre Arme seitlich vom Gitter abstachen und jeweils durch eine kleine Treppe mit dem Untergrund verbunden waren.

Die Laufstege waren leer. Auch in den anderen Teilen des Kellers entdeckte ich keine Menschenseele.

Wer hatte das Licht eingeschaltet?

Wahrscheinlich Mark Baxter, der als Unsichtbarer hoffentlich in der Nähe umhergeisterte und uns nicht aus den Augen ließ.

Ich konnte meinen Blick nicht von diesem verdammten Bottich trennen, über dessen Oberfläche die dicken Schwaden trieben und auch in die Höhe stiegen, als würden sie von nicht sichtbaren Fingern gezogen. Allmählich glühte tief in meinem Schädel die »Lampe« der Erinnerung auf. Diese widerliche Flüssigkeit hatte ich schon einmal gesehen. Nicht auf der Erde, sondern in einer anderen Welt, einer fremden Dimension, auf dem Planeten der Magier.

Da hatte sie einen See gefüllt, und ich hatte miterleben müssen, wie Ghouls entstanden. Wie ein gewaltiges Gewürm hatten sie sich damals innerhalb des Sees gebildet und waren schleimig an Land gekrochen, um Unheil zu verbreiten.

Gegen Xorron hatte ich auch noch ankämpfen müssen. Sogar ein Flugzeug war in diese Welt entführt worden, doch wie kamen die verfluchten Ghoul-Parasiten in die normale Welt?

Hatte Topol sie mitgebracht?

Wenn ja, mußte er praktisch auf dem Planeten der Magier gewesen sein. So etwas war fast unmöglich. Wie konnte ein Mensch wie er dorthin gelangen? So lange er sich nicht zeigte, würden wir wohl kaum eine Antwort bekommen. Auch ich sah die Lage nicht mehr als ganz so prekär an, obwohl wir von den Ghoulschwaden umweht wurden.

Suko hatte die gleichen Gedanken gehabt, wie ich. »Planet der Magier«, sagte er nur.

»Genau.«

Mein Freund schaute sich um. »Ich würde vorschlagen, daß wir von hier verschwinden. Auf einem Gitter komme ich mir immer vor wie auf einem Rost. Und gegrillt möchte ich nicht werden.«

»Stimmt.«

Die Chance, das Gitter verlassen zu können, bot sich uns zum Glück. Wir brauchten nur über die Stege zu den Treppen zu laufen und hinabzugehen. Ich stand auf, Suko erhob sich ebenfalls, und der Russe schaute uns bittend an.

»Wir nehmen dich mit«, sagte ich, streckte den Arm aus und wollte sein Handgelenk umfassen.

»Das glaube ich nicht!« peitschte plötzlich eine kalte Stimme durch den unheimlichen Kellerraum. »Es kann nur jemand das Gitter verlassen, wenn ich es will, und ich will es nicht!«

Er demonstrierte dies auf eine verdammt schmerzhafte Art und Weise. Wo er stand, sahen wir nicht, was er tat, bekamen wir auch

nicht mit, aber wir spürten die rasenden Schmerzstöße, die durch unseren Körper zuckten, hörten Topol zuerst lachen und dann seine Stimme.

»Strom!« schrie er. »Das ist Strom. Ihr sitzt hier wie auf einem großen elektrischen Stuhl…«

***

Seine letzten Worte gingen im Schrei des Russen unter, der den Schock nicht anders verdauen konnte. Suko, der ebenfalls schon stand, fing plötzlich an zu tanzen, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und fiel mit einer Drehbewegung auf den Bauch.

Mir erging es kaum anders. Ich hatte das Gefühl, als würden meine Beine in glühendem Eisen stehen. Was ich nicht länger aushalten konnte. Ich krachte zu Boden.

Das Gitter bestand aus festem Stahl, es federte leider nicht nach, ich überrollte mich und geriet schon fast an den Rand. Es war kleiner als der Bottich, der an seinen Rundungen fast zwei Yards überstand.

So schlagartig, wie Topol den Strom eingeschaltet hatte, so abrupt schaltete er ihn auch wieder aus.

Die Folter hatte ein Ende. Allerdings kämpften wir noch gegen die Nachwirkungen an.

Wir hörten ihn kalt lachen, kümmerten uns nicht darum, weil wir mit uns selbst genug zu tun hatten. Ich stemmte mich hoch. Meine Knie zitterten, so daß ich zunächst einmal auf dem Gitter hocken blieb.

Suko kniete und schüttelte dabei den Kopf. Er war bleich geworden, das lag nicht allein an der Farbe des Lichts. Der Stromstoß hatte die Kraft aus dem Körper gerissen.

Der Soldat wimmerte leise vor sich hin. Ihn hatte es am härtesten erwischt, aber er lebte. Es fragte sich nur, ob wir einen zweiten Stromstoß auch überleben würden.

Topol war schlau genug, sich nicht zu zeigen. Irgendwo im Hintergrund des alten Klosterkellers hielt er sich verborgen und stand im wahrsten Sinne des Wortes am Schalthebel der Macht.

»Es war eine erste Warnung!« rief er. »Ich bin noch nicht mit voller Kapazität gefahren. Das werde ich bestimmt nachholen. Ihr hättet nicht so neugierig sein dürfen. Ich weiß nicht, wie ihr den Kugeln entkommen seid, aber es ist eure letzte Aktion gewesen. Ich lasse mich von euch nicht aufhalten.«

»Was haben Sie denn vor?« schrie ich in den Keller hinein. »Wie kommen Sie an die Ghouls?«

»Sie sind ein Erbe.«

»Von wem?«

Er kicherte hohl, es hörte sich schaurig an, als das Geräusch durch den Keller jagte. »Man hatte einen Fehler gemacht, als man mich

versetzte. Ich habe oft genug über meine Vorstellungen gesprochen und den anderen auch erklärt, wie ich es sehe und wie man es schaffen kann, den großen Gegner auszuschalten. Sie hörten nicht auf mich, sie schickten mich nicht in die Verbannung, aber weg von Moskau. Dabei ahnten sie nicht, daß man mir etwas übergeben hatte, das einfach gewaltig ist. Ghoulschleim vom Planet der Magier.«

»Wer hat Ihnen den übergeben?« rief ich.

»Einer der vernichtet wurde, aber Zugang hatte zu diesem gefährlichen See.«

Das war eine Antwort, mit der ich nicht viel anfangen konnte. Es waren viele vernichtet worden. Mächtige und weniger mächtige Dämonen. Suko dachte schneller als ich.

»War es Arkonada?«

Der Mongole war überrascht, als er den Namen aus Sukos Mund hörte. »Ihr habt ihn gekannt?«

»Sogar sehr gut.«

»Ja, er hat es geschafft, einen Gruß von diesem Planeten auf die Erde mitzubringen. Dabei wußte er genau, daß es in dieser Welt Menschen gab, die über ihn Bescheid wußten. Ich gehörte nun einmal dazu. Als ich noch meine ursprüngliche Aufgabe besaß, war ich der Mann, der nach neuen Wegen und Möglichkeiten suchte. Ich beschäftigte mich mit vielen Dingen, auch mit Magie. Und so stieß ich eines Tages auf Arkonadas Spur und auf den Planeten der Magier. Leider sank der Stern des Dämons bereits, er konnte nicht mehr viel für mich tun, aber ich bekam von ihm Schleim aus dem Ghoul-See und auch die entsprechenden Erklärungen mitgeliefert. Ich wußte, daß sich dieser Schleim unter bestimmten Umständen vermehren würde. So begann ich weiter zu forschen und kam schließlich zu einem Ergebnis. Der Schleim vermehrte sich so stark, daß er bald diesen Bottich füllte, und aus ihm krochen die Ghouls. Nicht alle sind perfekt, das weiß ich selbst. Manche sind noch in der feinstofflichen Form geblieben, so daß sie manchmal als Gespenster erscheinen, aber einige von ihnen, und es sind nicht wenige, unterstützten mich bereits. Sie werden dafür sorgen, daß man mich in Moskau bittet, wieder an meinen alten Platz zurückzukehren und dann mit mehr Macht als zuvor.«

Suko und ich schauten uns an. Der Chinese schüttelte kaum erkennbar den Kopf. Wahrscheinlich beschäftigen ihn die gleichen Gedanken wie mich. Wir hatten es nie für möglich gehalten, noch auf ein Erbe Arkonadas zu treffen. Zum Glück hatte er keine der goldenen Pistolen gefunden, die ebenfalls auf dem Planet der Magier zu finden gewesen war. Diese Waffe hielt unser Freund Bill Conolly in Verwahrung.

»Ist eure Neugierde nun befriedigt?« fragte er.

»Ja!« rief ich zurück.

»Das ist gut. Dann können wir ja zum Ende kommen. Ich werde euch durch den Strom töten, und zahlreiche Ghouls sollen dabei zuschauen, wie ihr ums Leben kommt. Noch sind sie innerhalb des Bottichs, doch wenn ich es will, verlassen sie ihn.«

Suko bewegte sich. Vielleicht wollte er sich nur anders hinsetzen, aber Topol, der uns beobachtete, sah es falsch.

Diesmal schrie ich auch auf, als der Strom durch meine Glieder raste. Tränen traten mir in die Augen. Suko lag auf dem Gitter und klammerte sich fest, als würde er dadurch Hilfe bekommen.

Der Stromstoß war nur sehr kurz gewesen, hatte aber ausgereicht, um den Soldaten unschädlich zu machen. Er lag auf dem Rücken und rührte sich nicht mehr. Er sah aus wie tot.

»Jetzt haben Sie wahrscheinlich Ihren eigenen Helfer umgebracht!« rief ich keuchend.

»Keine Sorge, ich kenne ihn. Er hat ein starkes Herz und ist noch jung. Den dritten Stoß wird er nicht überleben, ebensowenig wie ihr. Ich will, daß ihr euch nicht vom Fleck rührt, wenn ich mit meiner Demonstration beginne. Euer Platz ist gut. Ihr könnt durch die Öffnungen in den Bottich schauen und werdet die Geburt der Ghouls erleben. Sie sind meine Freunde, vergeßt das nie.«

Als das Echo seiner Worte verklungen war, drehte Suko mir den Kopf zu. »Siehst du eine Chance, John?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Aber Mark.«

»Verdammt, dann hätte er sich schon längst bemerkbar machen müssen.«

»Vielleicht kann er nicht.«

»Und wo steckt Topol?«

»Frag mich was Leichteres. Er muß eine hervorragende Deckung gefunden haben, von der er alles überblicken kann.«

Weitere Diskussionen erübrigten sich, denn unter uns tat sich etwas. Der mit der stinkenden Ghoul-Flüssigkeit gefüllte Bottich schien zu zittern, als die Masse plötzlich in Bewegung geriet.

Gleichzeitig stiegen noch stärkere Dämpfe in die Höhe, so daß sie sich zu einem Nebel verdichteten, der aussah, als würde er in die Höhe geschoben.

Er kam näher.

Ich hielt den Atem an, weil ich diese gräßliche Wolke nicht unbedingt einatmen wollte.

Es roch ungemein stark nach Verwesung, als wären die zahlreichen Leichen dabei, sich allmählich aufzulösen.

Ghoul-Gespenster umwehten uns. Ich kniete noch immer. Obwohl uns Topol gewarnt hatte, dachte ich nicht im Traum daran,

aufzugeben. Irgendeine Möglichkeit mußte es geben.

Ich war auch damals, auf dem Planet der Magier, diesen Ghoul-Wesen entkommen, und dabei hatte mir das Kreuz sehr geholfen.

Heute trug ich es auch bei mir. Zudem mußte Topol sich seiner Sache sehr sicher sein, denn er hatte nicht verlangt, daß wir die Waffen ablegten.

Ghouls erschoß man mit geweihten Silberkugeln. Das allerdings war ein Risiko. Wenn die ersten Schüsse aufpeitschten, würde der Mongole gnadenlos reagieren und den Strom einschalten.

Wie also wegkommen?

Zunächst einmal wurden wir abgelenkt. Die schleimige Flüssigkeit unter uns warf nicht nur dicke Blasen, sondern auch Wellen. Es entstanden regelrechte Löcher in der Masse, und aus ihnen schoben sich tropfende Gebilde hervor, die nur entfernt menschliche Umrisse besaßen, weil sie sich gewissermaßen im Stadium der Geburt befanden.

Das würde sich ändern, da hatten wir unsere Erfahrungen. Die Schleimwesen würden sich sehr schnell verwandeln und Gestalten werden, mit Armen, Beinen, Köpfen und Gesichtern.

Sukos flüsternde Stimme lenkte mich ab. Mein Freund lag auf der Seite. Er schaute mich an, und sein Blick hatte einen beschwörenden Ausdruck angenommen.

Auch ich sah jetzt, was er in der rechten Hand hielt.

Es war der Stab!

Eine der besten Waffen, die wir besaßen. Durch seine Hilfe gelang es Suko, die Zeit anzuhalten. Rief er ein bestimmtes Wort, waren die Personen, die sich in Rufweite befanden, nicht mehr in der Lage, sich für die Dauer von fünf Sekunden zu bewegen.

»Er wird es hören!« hauchte er mir zu. »Er muß es einfach hören, John.«

»Und wenn nicht?«

»Haben wir Pech gehabt.«

»Wann willst du das Wort rufen?«

»Noch nicht.«

»Okay, das überlasse ich dir, aber vergiß nicht, mich mitzunehmen.«

»Mal sehen.«

»Witzbold.«

Ich schaute wieder durch das Gitter. In den letzten Sekunden war ich abgelenkt worden. Jetzt mußte ich feststellen, daß sich einiges getan hatte.

Nicht nur zwei oder drei Ghouls waren aus den Schleimmassen hervorgekrochen, gleich ein halbes Dutzend sah ich, wobei sich die ersten bereits über den Rand des Bottichs schwangen, dabei nicht direkt kletterten, sondern sich mit schwerfällig wirkenden

Bewegungen über den Bottich hinwegrollten und zu Boden fielen.

Dabei hörten wir die klatschenden Geräusche, als hätte jemand nassen Lehm auf die Erde geworfen.

Sie standen noch nicht auf, sondern krochen wie schleimige Riesenwürmer vom Bottich weg. Erst als sie weit genug entfernt waren, drückten sie sich schwerfällig in die Höhe, hoben auch die Arme ab und streiften den dicken Schleim von ihren Körpern.

Darunter waren sie menschlicher. Ich sah in fast normale Gesichter, auch wenn sie aufgeschwemmt, gelblich und gleichzeitig bleich aussahen. Sie rührten sich nicht vom Fleck, hielten um den Bottich herum Wache und hatten ihre Köpfe in den Nacken gelegt, um zu uns hochschauen zu können.

So warteten sie.

Auf was?

Ich hatte das Gefühl, als würde sich der Mongole bald melden.

Das tat er auch, aber auf eine andere Art und Weise, als ich es mir vorgestellt hatte.

Er zeigte sich.

Zunächst hörten wir unter der Decke das summende Geräusch. Da wir zu sehr auf die Ghouls achteten, kümmerten wir uns nicht darum, bis ich doch einen Blick in die Höhe warf.

Unter der Decke glitt ein viereckiger Kasten dahin. Eine Metallkabine, die an einem Greifarm hing, der wie die stählerne Klaue eines Krans wirkte.

Der Arm mußte fernzusteuern sein, denn in der Kabine, die an der Vorderseite eine große Glasscheibe besaß, hockte Topol hinter einem kleinen Schaltpult.

Sein Gesicht zeigte ein widerliches Grinsen. Es gelang ihm einfach nicht, den Triumph zu verbergen. Sogar das Glänzen seiner Augen sahen wir und die vorgeschobene Unterlippe.

Wenn er mit uns sprach, dann über Lautsprecher. Aus diesem Grunde hatte seine Stimme auch so nachgehallt.

»Das gefällt mir gar nicht«, flüsterte Suko. »Hoffentlich läßt er die Mikros auch eingeschaltet, wenn wir mit ihm reden. Wenn nicht, können wir auch Buddhas Stab vergessen.«

Ich gab ihm durch Nicken recht, beobachtete die Kabine aber weiter. Sie stand auf einer kleinen Plattform. Zwischen den Außenwänden und ihr befand sich ein so breiter Rand, auf dem bequem ein Mensch hätte stehen können. Der Gang befand sich rechts von uns.

Topol konnte seine Kabine lenken und steuern. Über dem Bottich blieb sie stehen. Der Mann beugte sich noch ein Stück vor, um uns besser erkennen zu können. Und er schaltete seinen Lautsprecher ein.

»Na, wie gefällt euch das?«

»Überhaupt nicht!« rief ich zurück und überlegte, ob ich die Waffe

ziehen und auf die Scheibe zielen sollte, ließ es aber bleiben, da ich damit rechnen mußte, schußsicheres Glas vor mir zu haben. Das Risiko war einfach zu groß.

»Ich habe mir noch etwas überlegt«, sagte er. »Ihr könnt euch eure Todesart aussuchen. Wie wäre es, wenn ihr zu den Ghouls hinabklettert? Sie werden euch sicherlich empfangen.«

»Lassen Sie uns dann gehen?« fragte Suko. Auch ich glaubte nicht daran, daß er uns diese Chance ermöglichen würde.

»Nein, es war ein Scherz. Ihr werdet auf diesem Gitter sterben, dann können sich die Ghouls mit euch beschäftigen.«

»Lenk ihn ab!« zischte Suko plötzlich. »Lenk ihn ab, John. Mark Baxter ist am Ball.«

Ich sah ihn zwar nicht, aber ich erkannte die Folgen seines Handelns. Wie er auf die Plattform gekommen war, wußte ich nicht, aber er stand dicht an der Tür, die er nun öffnete.

»Wenn das mal gutgeht…«

Wir konzentrierten uns beide auf diesen Vorgang. Dabei steigerte sich die Spannung fast bis zur Unerträglichkeit. Suko war bereit, die Magie seines Stabes einzusetzen, und ich wunderte mich darüber, daß Topol noch nichts mitbekommen hatte.

Leider ging es nicht so weiter.

Die Tür stand noch nicht offen, als er es merkte. Auf seinem Stuhl ruckte er herum, starrte die Tür an, sprang auch auf, und wir sahen sein erstauntes Gesicht.

Genau in diesem Augenblick waren die zwei Stunden und damit die Unsichtbarkeitsphase des Mark Baxter vorbei.

Der CIA-Agent wurde wieder sichtbar!

***

Mark Baxter litt mit, als er bemerkte, wie schlecht es seinen Freunden ging. Sie lagen auf dem verdammten Rost, der unter Strom gesetzt wurde, so daß durch die Körper der Männer die Schmerzen jagten. Und er hatte auch die finsteren Versprechungen des Russen vernommen, die dieser Mann sicherlich einhalten würde.

Dafür wußte Mark Baxter einfach zu viel von ihm. Er galt selbst bei seinen eigenen Leuten als unberechenbar, gefährlich und teuflisch. Ihm mußte das Handwerk gelegt werden!

Baxter hatte das Gitter im richtigen Moment verlassen. Als er neben dem Bottich stand, stellte er zum erstenmal fest, daß dieser sehr hoch war. In der Höhe erreichte er die Größe eines ausgewachsenen Menschen.

Der CIA-Agent kümmerte sich nicht um den widerlichen Geruch und auch nicht um die Geräusche, die aus dem Bottich drangen, er wollte Topol ausschalten.

Noch sah er ihn nicht.

Aber irgendwo mußte der Kerl stecken. Den Bottich hatte er bald hinter sich gelassen und geriet in den düsteren Hintergrund des Kellers, wo die Mauern noch feucht und muffig rochen und eine dicke, weißgrüne Schimmelschicht zeigten.

Genau dort schimmerte etwas. Zuerst dachte Mark an einen Spiegel. Beim Näherkommen erkannte er, daß es sich um eine Glasscheibe handelte und diese die Frontseite einer Kabine einnahm.

Hinter ihr hockte Topol vor seinem Schaltpult!

Mark näherte sich ihm. Er schlich sogar an der Frontseite vorbei, ohne von dem Russen bemerkt zu werden, und entdeckte an der rechten Seite eine Tür.

Besser hätte es nicht laufen können.

Er merkte sich genau die Stelle und entfernte sich wieder, weil er nach einer Möglichkeit suchte, um seine beiden Partner aus der Patsche zu holen.

Mittlerweile hatte der Mongole Kontakt mit der widerlichen Masse innerhalb des Bottichs aufgenommen. Aus dem quirlenden und sich drehenden Etwas entstanden die ersten schleimigen Gestalten und bewegten sich in Richtung Rand.

Sie würden den Bottich verlassen und ihrem Herrn und Meister wie eine Armee zur Seite stehen. Dem allerdings wollte Mark Baxter einen Riegel vorschieben.

Er kannte die genaue Uhrzeit nicht. Sein Gefühl aber sagte ihm, daß er sich beeilen mußte, denn die Zeit der Unsichtbarkeitsphase mußte sich allmählich dem Ende nähern.

Dann hörte er ein summendes Geräusch. Zuerst war Mark irritiert.

Er wußte nicht so recht, wohin er sich wenden sollte, drehte sich zum Glück und sah einen kantigen Schatten, der bereits vom Boden abgehoben hatte.

Es war die Kabine mit Topol am Steuerpult!

Baxter wollte es kaum glauben. Zwei Sekunden zögerte er noch, dann begann er zu rennen.

Und er schaffte es.

Bevor die Kabine zu weit in der Luft schwebte, konnte er sich noch auf den Band schwingen und sich neben der Tür an der Ecke festklammern. Zwar bewegte sich bei dem plötzlichen Druck die Kabine nach rechts, aber dieser Vorgang wurde von Topol ignoriert.

So schwebten beide der Decke entgegen. Der eine sichtbar, der andere nicht.

Mark wußte nicht, wohin diese ungewöhnliche Reise führte. Sicherheitshalber blieb er an seinem Platz stehen. Er ging davon aus, daß der Mongole nichts unternehmen würde, solange sich die Kabine noch auf der Reise befand.

Sie wurde nach links gedrückt und glitt damit in die Nähe des Ghoul-Bottichs.

Wahrscheinlich wollte Topol alles genau überwachen können. Besonders den Tod der Yard-Männer.

Sie kam zum Stillstand.

Ein Dialog zwischen John Sinclair und Topol begann, um den sich Mark allerdings nicht kümmerte. Für ihn war die Zeit gekommen, endlich die Kabine zu betreten.

Er vertraute auf sein Glück und fand die Tür nicht verschlossen.

Vorsichtig zog er sie auf. Topol hockte angespannt hinter seinem Schaltpult, ein teuflisches Grinsen auf den Lippen. Er hatte nur Augen für das, was unter ihm geschah. Seine rechte Hand lag in der Nähe eines roten Hebels, dessen auffällige Farbe Starkstrom signalisierte.

Wenn er ihn umlegte und auf die höchste Stufe stellte, würden John und Suko sterben.

Mark öffnete die Tür noch weiter. Er mußte sich schließlich hindurchschieben können. Möglicherweise war es der Ghoul-Geruch, der Topol aufmerksam werden ließ, jedenfalls drehte er seinen Kopf, sah die offene Tür und konnte es nicht fassen.

Noch ahnte er ja nichts, aber eine Sekunde später wußte er Bescheid. Mark Baxter spürte den stechenden Schmerz im Kopf, und er wußte, daß seine Phase der Unsichtbarkeit vorbei war.

Schon stand er vor Topol.

Dessen Mund verzog sich, bildete eine Höhle, aus der ein gellender Schrei drang.

Bevor Mark noch irgend etwas unternehmen konnte, warf sich Topol herum, streckte sich, machte dabei seinen rechten Arm besonders lang und bekam den roten Hebel zu fassen.

Als er ihn herumlegte, lachte er wie ein Teufel!

***

War Baxters Sichtbarkeit unsere Chance?

Wahrscheinlich, denn durch sein plötzliches Auftauchen war Topol für einen Moment abgelenkt.

Wir sahen noch, wie er aufsprang, mehr auch nicht, denn wir mußten uns um uns selbst kümmern.

Ich hatte es besser als Suko, weil ich dem Rand näher lag. Mein Partner war auch auf die Beine gekommen. Ich sah ihn wie einen gewaltigen Schatten loshechten. Als er lief, schien er mit seinen Füßen den Boden kaum zu berühren, und ich hatte mich ebenfalls gedreht.

Über den Steg wollten wir nicht.

Vom Gitter aus sprangen wir zu Boden, genau zwischen die Ghouls.

Wir befanden uns noch in der Luft, als wir den furchtbaren Schrei vernahmen. An der Stimme hörten wir, daß es sich nicht um Mark

Baxter handeln konnte. Es mußte der Soldat gewesen sein, der so stark geschrien hatte.

Beide kamen wir zur gleichen Zeit auf, konnten uns leider nicht auf den Beinen halten, weil wir auf den widerlichen Lachen ausrutschten.

Ich rollte mich herum, sprang in die Höhe und schaute zunächst dorthin, wo sich die Kabine befand.

Dort sah ich zwei Männer!

Mark Baxter und Topol! Jeder wollte den anderen vernichten. Sie kämpften um ihre Existenz.

Der Rost aber glühte. Er stand so hoch unter Strom, daß an einer bestimmten Stelle dünne Rauchwolken in die Höhe stiegen. Wahrscheinlich dort, wo der Soldat lag, dessen Kleidung angesengt worden war.

Mußten wir uns Vorwürfe machen, daß wir ihn nicht mitgenommen hatten? Nein, wir hätten es nicht geschafft. Auch Suko war nicht dazu gekommen, die Magie seines Stabes einzusetzen, die Vorgänge hatten uns kurzerhand überrollt.

»John, die Ghouls!« Sukos Warnung riß mich wieder zurück aus meinen Gedanken in die Wirklichkeit.

Er selbst hatte seine Dämonenpeitsche gezogen und die Riemen bereits ausfahren lassen.

Wir waren zu zweit, die Ghouls zu sechst.

Häßliche, dämonische Gestalten die noch keine Kleidung trugen, aber menschliche Umrisse besaßen. An ihren Körpern befand sich alles in Bewegung. Wenn sie gingen, schaukelten sie, da kamen sie mir manchmal vor wie Gummimänner.

Aber wir durften uns auf keinen Fall täuschen lassen. Diese Leichenfresser waren nicht nur gefährlich, auch tödlich. Und sie würden uns ebenfalls vernichten, um sich dann auf diese schaurige Mahlzeit zu stürzen.

Ich zog mit der linken Hand meinen Dolch hervor, mit der Rechten die Beretta.

Suko hielt die Dämonenpeitsche schlagbereit. »Bist du soweit?« fragte er mich.

»Ja.«

»Dann los!«

***

Für eine fürchterlich lange Sekunde glaubte Mark Baxter, daß jetzt alles vorbei war. Topol war es gelungen, den roten Hebel umzulegen und den Starkstrom durch die Gitterstäbe rasen zu lassen. Um Marks Herz krampfte sich eine Klaue.

Er kümmerte sich nicht um den Mongolen, sondern schaute durch die Scheibe nach unten.

Die Stäbe glühten sogar leicht, aber John Sinclair und Suko befanden sich nicht mehr darauf. Die beiden hatten die Gunst des Augenblicks genutzt und waren verschwunden.

Dafür lag der Soldat dort.

Ein armes, bedauernswertes Opfer, das sein Vorgesetzter eiskalt über die Klinge hatte springen lassen.

Sehr langsam drehte sich Mark Baxter um. Sein Gesicht war steinern geworden, und er sah, wie Topol in der Kabine so weit zurückwich, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß.

Mark schüttelte den Kopf. »Du hast deinen eigenen Mann brutal in den Tod geschickt. Mongole. Dafür wirst du büßen!«

»Wer bist du?« keuchte Topol. Sein Blick irrlichterte. Von einer dritten Person hatte er bisher nichts gewußt. Für ihn mußte eine Welt zusammengebrochen sein.

»Baxter, Mark Baxter. Ich gehöre dem CIA an.«

»Ein Ami-Schwein!«

»So ähnlich.«

»Wie bist du hier reingekommen? Wer hat dich ins Kloster gelassen, verdammt?«

Baxter grinste kalt. »Dieses Geheimnis werde ich dir nicht verraten, Mongole.«

»Nun gut, nun gut«, sagte Topol und streckte seinen rechten Arm aus. Unter seiner Handfläche hervor schoß eine lange Klinge. Der Mechanismus war durch den Ärmel verborgen.

Mark hätte die Waffe ziehen und auch feuern können. Er wollte es nicht. Dieser Mann sollte lebend in seine Finger geraten, und der Agent kam auch nicht mehr dazu, den Revolver in die Hand zu nehmen, denn Topol griff an.

In der Kabine war es eng. Seine Chancen, Mark Baxter zu erwischen, standen ziemlich gut, auch wenn der erste Stich den CIA-Agenten nicht erreichte.

Der zweite folgte sofort, begleitet von einem schrillen Lachen des Mongolen.

Da hatte Mark bereits reagiert und dem Drehstuhl vor der Schalttafel einen Tritt gegeben, so daß dieses Sitzmöbel der Klinge in den Weg rollte.

Sie hackte in die Lehne.

Der Mongole fluchte und ächzte dumpf, als ein Schlag des CIA-Mannes ihn wieder bis gegen die Wand zurückschmetterte. Blut rann aus seiner Nase und lief über die Oberlippe des Mannes. Der Treffer hatte den Russen nur wütender gemacht. Er schwang seinen rechten Arm herum. Mark rechnete wieder mit einer hinterhältigen Attacke, sie folgte auch, aber nicht mit dem Messer. Topol trat ebenfalls gegen den Stuhl und wuchtete ihn so hart vor, daß Mark nicht mehr

ausweichen konnte. Der Stuhl krachte gegen seine Schienbeine und trieb nun ihn zurück.

Der Schmerz war bösartig, noch schlimmer aber war sein Gegner, der auf ihn zuhechtete.

Diesmal kam die Hand mit dem Messer von oben. Die Klinge sollte die Brust des CIA-Agenten aufspalten, aber Mark bekam einen Arm in die Höhe und konnte mit einem Handkantenschlag dagegen halten.

Topol keuchte.

Wieder holte er aus. Mark riß das Knie hoch, traf etwas Weiches und hinderte den Mongolen an einem weiteren Stoß. Der Russe schüttelte den Kopf, als wäre er mit Wasser übergossen worden. Als er die Luft einsaugte, hörte Mark ein Rasseln.

Zwischendurch vernahm er auch Schüsse. Darum kümmerte er sich nicht, der Russe war wichtiger.

Und der schäumte vor Haß und Zorn. »Willst du nicht endlich krepieren, verdammter CIA-Bastard?«

Marks Antwort bestand aus einem kurz angesetzten, sehr wirkungsvollen Haken. Plötzlich wurde dem Mongolen die Luft knapp, er bekam eine bleiche Gesichtsfarbe. Das Blut auf seiner Lippe mischte sich mit dem Speichel, der vor seinem Mund schäumte.

Mark befreite sich aus der Ecke und sah abermals den blitzenden Stahl auf sich zurasen.

Mit einem Kreuzgriff wehrte er den Stoß ab und bekam noch das Gelenk des Russen zu packen. Baxter wuchtete den Arm herum. Der Schrei seines Gegners gellte ihm in den Ohren. Der Mongole zitterte in seinem Griff. Die Gesichtszüge wirkten wie eingefroren, aber er ließ sein Messer nicht los.

»Los, schieb es wieder in den Ärmel!«

»Nein!«

Da holte Mark Baxter mit der freien Hand aus. Er wollte den Russen mit einem Hieb ins Reich der Träume schicken, doch der bewegte sich trotz seiner Armschmerzen derart zur Seite hin, daß Baxters Handkante im Rücken des Russen landete.

Topol brach trotzdem zusammen.

Mark ließ ihn los, aber der Russe war zäh wie Leder. Er taumelte nach vorn, blind vor Haß und Wut. Dabei übersah er die offenstehende Tür.

»Neiiinnn, nicht…!«

Marks Warnung hallte durch die Kabine und kam zu spät, denn Topol trat bereits ins Leere und verschwand vor den Augen des CIA-Agenten. Baxter hechtete herum und schleuderte seinen Körper auf den roten Hebel zu, um den Strom abzustellen.

Den Aufprall hörte er, da hatten seine Finger den Hebel noch nicht erreicht. Erst einen Herzschlag später konnte er den tödlichen Strom

abstellen.
Baxter lief auf die Tür zu und warf einen Blick nach unten. Topol war fast neben den toten Soldaten gefallen. Dort lag er in einer unnatürlich verrenkten Haltung.
Der Mongole würde sich nie mehr in seinem Leben erheben.
Mark aber ließ sich mit zitternden Knien auf den Stuhl fallen, dessen Lehne ihn vor einem Messerstich bewahrt hatte…

***

Wir standen in einem stinkenden Nebel, hatten Taschentücher gegen unsere Lippen gepreßt und kamen uns selbst vor wie Schattenwesen. Das waren wir nicht, denn die Monstren aus dem Schattenreich existierten nicht mehr.
Meine Beretta und Sukos Dämonenpeitsche hatten ihnen den Garaus gemacht.
Ich trat zur Seite und blieb dort stehen, wo der Gestank nicht mehr so schlimm war.
Suko kam auch und nickte mir zu. »Okay, das hätten wir hinter uns.«
»Und Topol?«
Suko faßte mich an der Schulter und drehte mich herum. Der Rost lag zwar über uns, aber wir konnten schräg von unten her durch das Gitter schauen. Zwei Körper lagen dort.
»Er ist an seiner eigenen Falle zugrunde gegangen!« sagte der Chinese leise.
»Abgestürzt?«
»Wahrscheinlich.«
Wir suchten Mark Baxter und bekamen mit, daß sich die Kabine wieder in Bewegung setzte. Sie nahm den gleichen Weg zurück. Der CIA-Agent kam mit dem Steuermechanismus gut zurecht. Als die Kabine aufsetzte, waren wir schon an der Tür.
Sichtlich geschafft verließ auch Mark Baxter dieses fahrende Haus.
»Ich hätte ihn gern lebend gehabt«, sagte er, »es war leider nichts zu machen.«
»Das kann ich verstehen.«
Suko reichte ihm die Hand. »Danke, Mark, du hast uns wohl zum zweitenmal das Leben gerettet.«
»Dafür ist man schließlich unsichtbar«, erwiderte er und schlug uns beiden auf die Schultern.
»Und wie kommen wir hier wieder raus?« fragte Suko nach diesem kurzen Moment der Rührung und Freude.
»Nicht durch den Fahrstuhl«, erwiderte ich.
»Es gibt bestimmt noch einen anderen Ausgang.«
Den suchten wir. Dort, wo die Ghouls durch unsere Waffen erledigt worden waren, kristallisierte der Schleim bereits. Im Bottich befanden

sich noch Reste, die mußten vernichtet werden. Das würde später geschehen.

Wir fanden tatsächlich eine schmale Eisentreppe, die uns zu einem Ausgang führte.

Als wir die Tür aufstießen, hatte ich das Gefühl, einen Schlag ins Gesicht zu bekommen.

Wir starrten in die Mündungen mehrerer MPis!

***

Wie Verbrecher hatte man uns abgeführt und in einen Raum gebracht, in dem zwei Offiziere saßen. Man versprach uns ein besonderes Verhör, aber dazu kam es nicht mehr, denn ein Wachtposten meldete die Ankunft mehrere Wagen.

»Wer ist es denn?« fragte einer der Offiziere.

»Die einheimische Polizei.«

Ich reagierte sehr schnell. Noch hatten die Russen nicht herausgefunden, wer wir waren. »Die ist von uns alarmiert worden«, erklärte ich und dankte Gunnarsson im stillen dafür, daß er uns nicht vergessen hatte.

Der Offizier schaute uns nachdenklich an. Dann nickte er. »Lassen Sie die Männer herein und führen Sie sie zu mir.«

Uns fiel ein Stein vom Herzen.

»Sie haben Glück gehabt, daß wir uns in einem fremden Land befinden und dicht vor einer Friedenskonferenz stehen. Es wäre sonst anders gelaufen, das verspreche ich Ihnen.«

»Kann sein«, sagte ich. »Bedenken Sie allerdings, daß auch Sie zufrieden sein sollten. Stellen Sie sich vor, wir würden die Geheimwaffe Ghoul an die große Glocke hängen.«

»Damit habe ich nichts zu tun gehabt.«

»Würde die Weltöffentlichkeit Ihnen das glauben? Sie haben schließlich Ihre Leute zur Verfügung gestellt. Sogar Soldaten. Und das auf neutralem Boden.«

Der Russe lächelte scharf. »Sind Sie bereit, so manches zu vergessen?«

»Selbstverständlich.«

»Ich ebenfalls.« Dann ging er zur Tür und öffnete, während Mark, Suko und ich uns zuzwinkerten.

***

»Soll ich große Fragen stellen?« fragte Gunnarsson, als wir die Klostermauern hinter uns gelassen hatten. »Der Russe gab mir keine Antwort. Sie werden mich wahrscheinlich auch nicht einweihen. Schließlich kenne ich Ihren Job.«

»Ja, das stimmt.«

»Also schweigen wir.«

»Wie ein Grab«, erklärte Suko.

»Und was ist mit dem Gipfel?« erkundigte sich der vorsichtige Kommissar.

»Meinetwegen kann er stattfinden«, sagte ich.

»Ich habe auch nichts dagegen«, meldete sich Suko.

»Darauf müßten wir eigentlich einen Schluck trinken«, schlug Mark Baxter vor.

»Soll das eine Einladung sein?«

»Klar, John.«

»Dann nichts wie weg.«

Auch der Kommissar ging mit. Er und Suko hielten sich zurück, während Mark und ich in der Hotelbar einiges leerten. Zusammen mit noch anderen Gästen stießen wir auch einige Male auf den Gipfel an.

Bei diesen vielen Wünschen und Trinksprüchen hätte er *der* große Erfolg werden müssen.

Daß er es nicht wurde, dafür konnten wir leider auch nichts…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 011 »Die Werwolf-Elite«